



Hütschenhausen

HEIMAT AM MOOR



Volkskunde, Sagen,
Geschichte, Geschichten,
Legenden, Aberglaube.

Von Leben und Arbeit
der Menschen rund
um das Bruch erzählt

Gerd Steigner



Gedruckt 2015 anlässlich
der Wiederkehr unserer
Einsegnung vor 60 Jahren
am Sonntag Judica 1955
(diamantene Konfirmation)
zu meinem privaten, ganz
persönlichen Gebrauch

H

ütschenhausen

HEIMAT AM MOOR

Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage – Aktualisiert im Winter 2015

Inhaltsverzeichnis

Pälzer Abc.	6
Teil 1: Hütschenhausen historisch	7
Die Geschichte der drei Ortsteile	8
Der Westrich in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg	11
Der Ursprung von Hütschenhausen	15
Die Via Regia oder Die Kaiserstraße	25
Kein Bahnhof für Pfälzische Ludwigsbahn	26
Teil 2: Im Herzen der Pfalz	27
Arbeiter- und Bauerndörfer	
Hütschenhausen, Spesbach, Katzenbach	28
Die Westpfälzische Moorniederung	30
Wie das Bruch entstand	30
Das Torfmoos / Torfstechen einst und jetzt	31
Aus Bruchland wurden Wiesen und Äcker	32
Unser Bruch ändert sein Gesicht	33
Der Buntsandstein	35
Die Dünen	36
Der Reichswald	37
Naturschutzgebiete Geißweiher und Olenkorb.	38
Teil 3: Im Bruch, ums Bruch und ums Bruch herum	39
Die Entstehung der Westpfälzischen Moorniederung	40
Als im Bruch noch Torf gestochen wurde	44
Das Reichswaldgebrüch	46
Die Reichswaldgenossenschaft	48
Der Scheidenberger Woog	48
Das Gebiet „Geißweiher“	50
Scheidenberg, Scheidenberger Woog, Scheidenberger Straße.	53
Teil 4: Hütschenhausen vom Kriegsende bis ins Millennium	59
1947 - 1962: Erstmals Tabakanbau in Hütschenhausen	60
Eine ländliche Genossenschaft	62
Hütschenhausen im neuen Jahrtausend	68
Mei Heimatdorf	69
Mundart - vun de Leit in Hitschehause gebabbelt	70
Teil 5: Erinnerungen an schon lange vergangene Zeiten im Bruch	73
Weihnachten 1931 und ein Baukästchen für 50 Pfennig	74
Frühjahr 1945: Endlich Frieden - aber noch schlechte Zeiten	76
„Arschbackesupp“ in Katzenbach	77
Die Jagd nach dem Kartoffelkäfer	78

Inhaltsverzeichnis

Wie der Kaugummi nach Hütschenhausen kam	79
Nächtliche Ausgangssperre	79
Das Gretelchen mit seinem einen Bein	80
Do werd die Wutz geschlacht	81
Mein Vater kehrt aus Krieg und Gefangenschaft heim	83
Bescherung mit Hindernissen	87
Im Bunker oberhalb des „Felsenberges“	88
Teil 6: Sagen und Geschichten rund ums Moor	91
Die Entstehung von Kaiserslautern	92
Der Hecht im Kaiserwoog	92
Franz von Sickingens Würfel	92
Die Wildfrau vom Westrich	93
Wie die Pfalz zu ihrem Namen kam	93
Warum in der Pfalz der Tabak „Duwack“ heißt	94
Der Förster und das wütende Heer	94
Die Hexe und der Mühlknecht	95
Vom Aberglauben bei den hiesigen Bergleuten	95
Der Schmied und der Teufel	96
Das Hexengewitter vom Marschberg	97
„Vun-Lan-ger-de“	97
Die Nachtfahrt des wilden Jägers	97
Ein unheimlicher Müller	97
Irrlichter im Bruch / Der böse Müller	98
Der wundersame Gluthaufen	98
Die wilde Jagd	99
Der Schuss auf das Flämmchen	100
Das diebische Weib vom Glaserhöfchen	100
Unheimliches im Langsachsen	101
Der Pfingstquack	102
Dem Knaul seine Hechte	102
Der „Schulz“ vom Porbacher Hof	102
Drückemännchen im Moor	103
Schildbürgereien in Katzenbach	103
Von Nachtwischen und Irrlichtern	104
Des Försters verhextes Gewehr	105
Die Hexe Käthe Schimmel	106
Ein Schwedentrupp am Klickersberg	106
Die Spukgestalt im Fuchsgewand	106
Teil 7: Bildanhang	107

Pälzer Abc

Von Hanns Glückstein
in „Pfälzer Land“
vom 5. August 1921

Pälzer Laut unn Frohgebabbel
is e Schprooch im Sunndagsklääd.
Uffgebasst! Ich saan eich ewe
so e Muschder-Alfabad:
Affezippel, Appelbäämche,
Atzelarsch un Affekopp,
Babbelmeilche, Belzenickel,
Borzelbaam unn Buxeknopp,
Chrischtjan, Dermel, Deiwelsbroote,
Dunsel, Dottel, Duwacksdoos,
Elwetritsch unn Entebörzel,
Eselsknopp unn Erbsesoos,
Flappes, Fettgans, Farremummel,
Figgediewes, Faasnachtskapp,
Gauzer, Gockel, Grusselköppche,
Gorgelknopp unn Grumbeerbabb.
Hannebambel, Haawegucker,
Hutzel, Hoschbes, Hossebu,
Jeschtesmacher, Iwerrheiner,
Iwerzwercher Ischel du!
Krischer, Knorze, Krottegiekser,
Knutschebäcker, Knewwelschtock,
Lappes, Lottel, Lumbedeiweil,
Lockenoodel, Lotterbock.
Muschgedunner, Muppesbiebche,
Moppel, Massik, Mollekopp,
Neckarschleimer, Naupe-Unkel,
Nißkopp, Neschtquack, Nollebopp.
Orschel, Oos unn Oxetrampel,
Pillwe, Plattkopp, Plaschterschtää,
Quellgrumbeere, Quaschtersäckel,
Quwetschekuuche, Quackelbää.
Rappelkaschte, Riwwelsüppche,
Rättsche, Rollse, Rummelplanz,
Schockelgeilche, Schawwesdeckel,
Säckel, Socke, Simpelsfrans.
Trolles, Trampel, Tappesmännche,
Unkel, Unmuß, Uzerei,
Vochel, Vieh unn Vizebumbes,
Wuzzje, Wörschtel, Weck unn Wein!
Zores, Zwockel, Ziehamriehme,
Zappe, Zeck unn Zwiwwelfee!
Fertich is mei Pälzer Abc!

Teil 1

Hütschenhausen historisch

Die Entwicklung der drei Dörfer
und ihrer Umgebung am Nordrand der
Westfälischen Moorniederung
von der Jungsteinzeit bis ins Millennium

Die Geschichte der drei Ortsteile Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach

Internetpublikation der Ortsgemeinde Hütschenhausen

Die Ortsgemeinde Hütschenhausen besteht seit dem Jahr 1969 aus den drei Ortsteilen Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach. Alle drei Orte haben sich ursprünglich als reine Straßendörfer entwickelt; dieser Charakter ist aber durch seitliche Neuansiedlungen nach dem Zweiten Weltkrieg etwas verloren gegangen.

Die historische Entwicklung von Katzenbach

Wie viele Bodenfunde auf den Äckern der Katzenbacher Gemarkung beweisen (jungsteinzeitliche Steinbeile, Klingen, bronzene Armringe usw.), hielten sich bereits in der Steinzeit in der Umgebung von Spesbach und Katzenbach Menschen auf. Eine größere ländliche Siedlung aus dem älteren Abschnitt der vorchristlichen Eisenzeit (sogenannte Hallstattzeit) konnte bei Katzenbach festgestellt werden. Auch die Römer sind, nach Funden zu schließen, durch das Gemarkungsgebiet gezogen.

Das Dörfchen Katzenbach selbst wird im Jahre 1267 erstmals in einer Urkunde erwähnt. Aber schon im Laufe des 15. Jahrhunderts muss Katzenbach ein für die damalige Zeit recht ansehnliches Dorf gewesen sein, dessen Zehnterträge bereits etwa halb so groß wie diejenigen von Spesbach waren. In der Kurpfälzischen Zeit war in Katzenbach außerdem eine Zollstation.

Anno 1600 zählte der Ort 57 Einwohner in 16 Haushaltungen. Der Dreißigjährige Krieg ging an Katzenbach nicht spurlos vorüber, denn nach einer Zählung von 1648 gab es gerade noch 25 Einwohner. 1721 stand das Steuereinkommen an dritter Stelle von elf zum Gericht Ramstein gehörenden Dörfern. Nach Auflösung des Gerichts im Jahre 1797 verblieb Katzenbach bei der Mairie (Bürgermeisterei) Ramstein im Kanton Landstuhl, Arrondissement (Bezirk, Gau) Zweibrücken. Später wechselte die Zugehörigkeit zu Landstuhl und Spesbach.

Waren es noch vor Jahren 58 Landwirte, welche die 492 ha Gemarkungsfläche bewirtschafteten, so sind es heute nur noch sechs Betriebe. Der nahe amerikanische Flughafen Ramstein sowie Industriensiedlungen in Katzenbach und der näheren Umgebung trugen ganz wesentlich dazu bei, einen vollkommenen Strukturwandel innerhalb der Bevölkerung herbeizuführen. Katzenbach zählt heute 565 Einwohner.

Die historische Entwicklung von Spesbach

Erstmals urkundlich erwähnt wird Spesbach 1214, als Kaiser Friedrich II. Reichsschultheiß Reinhard von Lautern das Pfarrsatzrecht zu Ramstein und der Filiale zu „Spethisbach“ mit allen Einkünften übertrug.

Spesbach gehörte seit der vor etwa 825 Jahren erfolgten Gründung zum Wormsgau, seit der Reichsneuordnung durch Kaiser Friedrich Barbarossa zu dem der Krone unmittelbar unterstehenden Reichsland und unterstand den Burgmannen zu Lautern. 1357 kam dieses Reichsland an das Kurpfälzische Haus, und zwar zum Oberamt Lautern und zum Gericht Ramstein. Hinfort blieben die Geschicke des Dorfes Spesbach aufs engste mit denen von Ramstein verknüpft. Die Bewohner waren Leibeigene. Sie hatten Abgaben, den „Zehnten“, zu entrichten und Frondienste zu leisten. Ihre Freizügigkeit war durch bestimmte Vorschriften beschränkt, die in den „Weistümern“ niedergelegt waren. Die Spesbacher Bürger hatten auch gewisse Rechte an der Nutzung des zum Reichsland gehörenden Reichswaldes. Sie durften ihr Vieh zur Rau- und Schmalzweide treiben, Brennholz, Torf, Bauholz kostenlos oder gegen geringe Abgaben beziehen. Wegen der Weiderechte gab es im 18. Jahrhundert zwischen den pfälzischen Bürgern von Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach sowie sickingischen Bauern aus Hauptstuhl und Mühlbach heftige, in Tötlichkeiten ausartende Streitigkeiten.

Ältestes, bestehendes Bauwerk in Spesbach ist der um 1250 erbaute Turm der evangelischen Kirche. Die heutige Kirche wurde in den Jahren von 1746 bis 1748 durch die Geistliche Administration in Heidelberg erbaut.

Im Jahre 1600 wurden 22 erwachsene Leibeigene und 14 Kinder gezählt. Im Dreißigjährigen Krieg war Spesbach völlig verödet. Das Schätzungsbelegregister von 1656 führt noch keine Namen von Abgabebzahlern auf. Doch im Jahr 1721 wohnten wieder 15 Familien in Spesbach, 1833 hatte der Ort bereits 513 Einwohner. Heute hat Spesbach 1445 Einwohner.

Die historische Entwicklung von Hütschenhausen

Der Ort wurde von einem Mann namens „Hizo“ gegründet und hieß ursprünglich „Hizhusin“. Hütschenhausen war vor seiner Entstehung nur spärlich geschützt. Wie alle kleineren Dörfer war es nicht durch Mauern befestigt, es besaß nur einen Graben. Die Erde aus diesem Graben wurde zu einem Wall aufgeworfen, auf dem man Hecken und Dornen anpflanzte. Wo Wege hinausführten kam ein Tor hin, das schräg aufgehängt war, so dass es immer von selbst zufiel. An anderen Stellen, wo nur Pfade waren, kamen Treppen hin, die sogenannten Sieglinge.

Hütschenhausen wurde erstmals offiziell 1377 erwähnt, als ein „Syfrid von Huczenhausen“ als Zeuge vor Gericht auftrat. Die erste Einwohnerzahlen findet man in den Schatzungsbüchern der Stadt Landstuhl, die ältesten von 1592. Es gab in diesem Jahr 75 Einwohner. Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges verödete die Ansiedlung langsam. Als Bürger von Hütschenhausen wird 1656 ein Johannes Müller, Pfennigmeister des Lichtenberger Ampts, genannt, dessen Spur sich aber verliert. Um 1684 finden wir unter den 20 Einwohnern, die sich auf vier Familien verteilen, die Namen Mees, Weyss, Stämmler und Leyssmeister (Leßmeister). 1787 hatte Hütschenhausen 33 Einwohner, 1810 waren es 124. Heute zählt Hütschenhausen 2272 Einwohner.

Zu erwähnen wäre noch, dass sich bis etwa ins 17. Jahrhundert im Bruch südlich des Ortes zahlreiche Seen, Weiher und Sümpfe befanden, aus denen viele Einheimische als Fischer ihren Lebensunterhalt verdienten. Sie hatten in der Hauptsache am bekanntesten dieser Gewässer, dem heutigen Olenkorb (Aalkorb), ihre Reusen aufgestellt.

Seit 1969 eine Gemeinde

Diese drei, in historischer Eigenständigkeit gewachsenen Dörfer, haben sich 1969 zu einer großen Gemeinde zusammengeschlossen. Natürlich konnte niemand erwarten, dass diese über Jahrhunderte selbständigen Ortschaften nun von heute auf morgen ihre gewachsenen Strukturen aufgeben würden. Darum war es überraschend, wie reibungslos die Verbindung auf politischer Ebene, nachdem sie erst einmal geschaffen war, sich in ein vernehmlicher politischer Arbeit niederschlug.

Heute stellt sich Hütschenhausen als durchaus attraktive Wohngemeinde mit überwiegend ländlichem Charakter und guter Infrastruktur dar: Drei Kindergärten sorgen für die Betreuung der Kleinen, die Grundschüler besuchen in den Ortsteilen Hütschenhausen und Spesbach die Schule, die medizinische Grundversorgung ist sichergestellt (zwei praktische Ärzte, ein Zahnarzt, Apotheke), Geschäfte und Handwerksbetriebe bieten alle wichtigen Dienstleistungen an. In den fast 100 ortsansässigen Betrieben finden viele Einheimische sichere Arbeitsplätze. Das fruchtbare Ackerland wird von 14 Voll- und einigen Nebenerwerbslandwirten bestellt.

Im Freizeitbereich sorgen über 50 Vereine für ein breites Angebot (Kultur, Gesellschaft, Sport). Die nötigen Einrichtungen wie Sporthallen, Sport- und Kinderspielflächen, Dorfgemeinschaftshäuser und Mehrzweckhalle, sind ebenfalls vorhanden. Hütschenhausen, die dynamische Gemeinde in der VG Ramstein-Miesenbach wird sich, unter Berücksichtigung ihrer gewachsenen Strukturen, auch in der Zukunft noch weiter entwickeln.

Der Westrich in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg

von Lehrer Theodor Knocke †
aus „Die Stammfolge der Familien von Hütschenhausen 1656 - 1933“

Der Dreißigjährige Krieg rottete die Bevölkerung im Westrich bis auf wenige Spuren aus. Wo einst stattliche Dörfer mit zahlreichen Einwohnern standen, lagen die Häuser in Schutt und Asche. Felder und Fluren, einst unter dem Schweiß eines geplagten Bauernstandes reiche Frucht bringend, waren vollständig zerstört und lagen öde und verwildert. Die Menschen waren bald nach Ausbruch des Krieges in ruhigere Gegenden geflohen, zum Teil sogar nach Holland; die meisten aber waren unter den Waffen oder durch Hungersnot und Pest dahingerafft worden.

Jahre nach dem Friedensschluss 1648 kamen verschüchtert die von Arbeit und Heimat vertriebenen Bewohner wieder zurück. Das Heimweh nach dem Land ihrer eigenen Jugend oder die Sehnsucht nach dem Land der Eltern mag sie, die jetzt herangewachsen waren und selbst Familien gegründet hatten, mit unwiderstehlicher Kraft dem Rhein nach und dann westwärts geführt haben, bis sie hinter Kaiserslautern am Nordrand des Bruches zwischen dichten Wäldern das Ziel ihrer Wanderung fanden: Land der Väter und Scholle, die seit Jahrhunderten ein ewiges Bauerngeschlecht hervorbrachte, nährte und jetzt wieder empfangt.

Aber noch acht Jahre nach dem großen Krieg war die Besiedlung äußerst spärlich. So wohnten 1656 in Katzenbach acht und in Niedermohr vier Familien. Als Bewohner von Hütschenhausen wird im selben Jahr ein Johannes Müller, Pfennigmeister des Lichtenberger Ampts, genannt. Seine Spur verliert sich wieder. Ramstein, Spesbach, Obermohr, Schrollbach, Weltersbach, Reuschbach und Nanzweiler – so heißen die übrigen Orte des Gerichts Ramstein – sind erst 30 Jahre später zu kleinen Dörfern angewachsen. Im Gericht Steinwenden wohnte zu jener Zeit überhaupt niemand, wie die amtliche Zählung jenes Jahres ausweist. Auch in den Gerichten Weilerbach und Kübelberg hausten mehr Wölfe als Menschen.

Doch langsam aber stetig wächst von nun an in den Dörfern die Zahl der Familien, die 1684 in Hütschenhausen auf vier angewachsen war, unter ihnen ist auch die Lesmeister-Familie, die somit auf über 300 Jahre Ortsansässigkeit zurückblicken kann. Aus sämtlichen Orten der näheren und weiteren Umgebung kommen neue Familiengründer, übrigens fast ausnahmslos durch Einheirat. Groß ist allerdings auch die Zahl der Abgänge entweder durch Wegzug oder durch Auswanderung; viele Namen sterben aus, weil männliche Nachkommen versagt waren.

Während Familiennamen um 1600 noch nicht dauerndes Gepräge hatten, sind sie nach dem Dreißigjährigen Krieg feststehend; manche haben sich seitdem auch in ihrer Schreibweise nicht mehr geändert. In Katzenbach treffen wir 1656 schon Strack, Albert und Schröer, wie sie heute auch noch vorkommen; in Niedermohr sind es Nicklas, Zimmer, Lauer und Müller.

In Weilerbach hatten sich Henn, Orsel (Urschel), Scherer, in Erzenhausen Schaaß, Schwambacher, Conrad, Bischoff, in Rodenbach Pfeiffer sowie Laudenschlager niedergelassen. Viele Namen sind mit dem durch Krieg fast völlig zerstörten Verzeichnis vom Jahre 1600 verloren gegangen. Einzelne haben sich aus jener Zeit herübergerettet: Schwambach, in Weilerbach. Auch der Name Pfaff ist 1600 schon in Frohnhofen vertreten.

Aussichtsreicher als der Versuch, die Verbindung zu der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg herzustellen, ist es, die Ausbreitung der Familien über das Reichswaldgebiet sowie das Kübelberger Amt zu verfolgen. So haben die heute weit verzweigten Namen Krick (Krück) und Klos ihren Ursprung in Miesau, wo sie 1656 schon bekannt sind, Klos auch in Altenkirchen, ebenso Moltor (Molitor) in Dittweiler, Pfaff und Becker in Frohnhofen, Bayer in Ohmbach sowie Koch und Kessler in Brücken.

Inzwischen tauchen neue Namen auf, welche durch die kurpfälzischen Aufschreibungen in den Steuerbüchern von 1684 und 1721 gut erhalten sind. Gerade in dem Jahrzehnt vor den französischen Reunionskriegen hatte die Bevölkerung rasch zugenommen, auch die Orte waren wieder aufgebaut. Neben der Rückwanderung dauerte die Neueinwanderung noch an. Leider ist nirgends verzeichnet, wo die neuen Einwanderer herkamen. In den einzelnen Familien geht die Überlieferung vom Vater auf den Sohn von der Schweizer Herkunft, von der Einwanderung aus Holland, von der Abstammung von Hugenotten usw., was sich aber bis heute nur selten nachweisen lässt.

I. Gericht Ramstein

- Hütschen- 1684 Johannes Mees, Paulus Weyss, Adam Weyss; Hanns
hausen Theobald Leyss ist vor einiger Zeit ins Gericht Kübel-
 berg gezogen und allda belegt; Johann Leyssmeister
- 1721 Theobald Schmitt, Nikolaus Weiss, Abraham Molter,
 Nikolaus Lössmeister (Lessmeister), Bernhard Rudig,
 Caspar Schmitt, Johannes Capler, Nikolaus Bühl,
 Samuel Stimmeler Stämmler), Hans Adam Wens
 (Weiss) Nikolaus Theobald, Johann (Hans) Georg
 Eyler, Velten Müller, Heinrich Antoni - Stophel Rudig
 und Johannes Bürtel auf dem Elschbacher Hof als
 Erbbeständer.

- Spesbach 1684 Hans Georg Rech, Johannes Kurz, Hans Conrad
Stöckner
- 1721 Peter Christmann, Johannes Kurtzen Wittib, Nikolaus
Stahl, Matheis Theisen (Theiss) Wittib, Nikolaus
Carp (N. Carppen Wittib)
(Die Namen in Klammern geben die Schreibweise
des Duplikats des Schätzungsprotokolls B. St. Sp.
Kurpfalz, Fasz. 153 u. 156 an).
- Katzen- 1684 Der Schultheiß Peter Schroeber, Hans Jakob Albert,
bach Johannes Krick, Hans Strack, Gottfried Müller, Phil.
Schmied, Michael Dönges, Drentz Müller
- 1721 Johannes Schröers Wittib, Jonas Krück, Paul Weiss,
Johann Müller, Nicolaus Krücken Wittib, Michael
Olbert (Olwert = Albert), Jakob Curtz (?), Rudolf
Scheuermann, Michael Dönges, Anton Montagnol,
Trens Müllers Wittib, Johannes Christmann, Peter
Ziegler, Heinrich Krück, Johannes Krück
- Ramstein 1684 Ludwig Christmann, Paul Dönges, Wilhelm Pletsch,
Hans Carl Altschuh, Michael Boedel, Peter Störer,
Johannes Holtzhauser, Velten Breysel, Jeremias
Clemens
- 1721 Der kath. Pastor Nicolaus Victor, der kath. Schulmeis-
ter Johann Jakob Missel, Kurpfälz. Gerichtsschultheiß
Johannes Adam Everling, kurpfälz. Forstknecht Joh.
Koch, Sebastian Pfeiffer, Silvanus Burschet, Johannes
Miloth, Martin Heyn, Peter Steuer, Peter Bansser,
Jakob Breuel, Adam Ursel, Philipp Peter Altschuck,
Seybert Clemens, Peter Eger (Eyger), Daniel Laveau
(Lavo) auf der Schönauer Bordmühle (Schernau)
- Nieder- 1684 Wendel Schramm, Jacob Hofstätter, Hanns Zimmer,
mohr Heinrich Nicolaus, Matheus Müller, Hans Meyer,
Stephan Christmann, Hans Peter Lawer Wittib, Hans
Meyers Wittib
- 1721 Menges Ulrich, Johann Nikolaus (Niclass), Theobald
Meyer, Adam Feld, Kilian Kandels Wittib, Gerhard
Schramm, Johannes Schramm, Martin Schattners
Wittib, Peter Eyer (Eyger), Michael Biehl (Biel), Jakob
Johann Weber, Henrich (Heinrich) Tilgers, Jeremias
(Johannes) Derping, Haupt Müller

- Obermohr 1684 Barthel Hoffmann, Hauptert Müller, Lorentz Noll,
Abraham Stauber, Hansgeorg Berny
- 1721 Wendel Meyer (Mayer), Johannes Hardten (Harten)
Wittib, Lorentz Müller, Gg. Stuber (Stäber), Hauptert
Müller, Matheis Brämer, Dietrich Wust(en Wittib),
Jacob Zieglers Erben, Sebastian Keysser (Kayser)
- Schroll- 1684 Michael Seybert, Andreas Kurtz, Hans VeltenOrsel,
bach Johann Türkesen Wittib
- 1721 Johann Schettlet (Schetlet), Heinrich Kennel, Wendel
Ursel (der Müller), Jakob Dietz, Jakob Nikolaus
(Niklas), Carl Müller, Bernhard Müller, Peter Türk,
Michael Kurz
- Weltersbach 1684 Johann Engbiess, Hans Wilh. Pfeiffer, Peter Fröhlich
- 1721 Johann Ingwerts, Wilhelm Pfeiffer (Pfeiffer), Samuel
Kurich (Kärch)
- Nanz- 1721 Conrad Heyntz (Heintz), Stephan Zwangel
weiler (Zwingel), Michael Pfeiffer (Pfeiffer), Michael Biehl
(Bühl), Heinrich Müller
- Reusch- 1721 Thomas Mühlen, Johannes Klein, Nikolaus Schmitt,
bach Johannes Nipp (Niep), Heinrich Pfähl (Pfähl),
Carl Krub (Krupp), Friedrich Pfuhl (Pfähl),
Michael Stuber, Christoph Cronewitters Erben

II. Gericht Steinwenden (Stenwinden)

- Stein- 1684 Samuel Hoffmann, Hans Georg Schumacher, Conrad
wenden Schlosser, Michael Orsel, Hans Sprentz (Strentz ?),
Bernhard Schlossers Wittib
- Miesen- 1684 Simon Christmann, Jacob Schenckel, Jakob Pletsch,
bach Jakob Holtzhauser, Jakob Nagel
- Kottweiler 1684 Michael Feyhel, Georg Jeserang

III. Gericht Kübelberg

- Miesau 1684 Philipp Matheuss, Johannes Schmied, Hans Jacob
Closs, Hans Krick, Wendel Krick, Velten Hauch,
Jost Beckel, Peter Stauch, Wendel Lang, Nickel Lang,
Johannes Molter, Caspar Bischof, Heinrich Schmied,
Hans Buber (?), Hans Peter Hammel, Theobald Krick
Wittib
- Obermiesau 1684 Reinhardt Monsinger (Munzinger) Wittib

Der Ursprung von Hütschenhausen

Redaktionell überarbeitete Internetpublikation von Frank Hertel

Die Geschichte von Hütschenhausen liegt weit zurück. Schon zur Römerzeit führte eine Straße durch unser Gebiet, die den Verkehr zwischen der Saar und der Gegend um Worms verband. Das Dorf selbst entstand, wie andere Orte, die mit -hausen enden, nach 800 n. Chr. als Siedlung und wurde erstmals im Jahre 1295 unter dem Namen „Hizhusin“ erwähnt.

Ein Mann namens Hizo kann als „das Haus des Hizo“ der Ursprung des Ortes sein. Hizo war ein alter germanischer Rufname. Wie andere Dörfer zu dieser Zeit war Hizhusin wohl spärlich geschützt, ohne Mauern, nur mit einem Wall, der mit Dornen bepflanzt war und einem Graben davor.

1337/38 tritt ein „Syfried von Huczenhusen“ als Zeuge bei einer Grundstückssache auf. Ursprünglich gehörte das Dorf zum Königsland, kam 1375 mit Kaiserslautern zur Kurpfalz und den Wittelsbachern, wo es bis zur Französischen Revolution verblieb und deren Geschicke es teilte.

1564 wird ein Huetschenhausen im Gerichtsbuch der Stadt Landstuhl genannt. Seither veränderte sich der Name nur noch unwesentlich. 1587 hieß er Heitzenhausen, 1592 Hitzenhausen, 1601 Hitzschenhausen und Hitschenhausen, 1626 wieder Hitzschenhausen.

In jener Zeit gehörte Hütschenhausen zum Oberamt Kaiserslautern und zum Gericht Ramstein. Erste Einwohnerzahlen stehen in Schatzungsbüchern der Stadt Landstuhl. Der Ort hatte im Jahre 1592 etwa 75 Einwohner, 1601 waren es 47 und 1611 zirka 70. Dann brachte das Jahr 1635 mit dem Einfall der Kaiserlichen im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges eine völlige Entvölkerung der Gegend. Noch Jahre nach diesem großen Krieg - im Jahr 1656 - war der Ort menschenleer. Erst im Jahre 1684 war Hütschenhausen wieder mit 20 Einwohnern besiedelt, darunter auch ein Leßmeister. Dieser Name ist bis heute noch häufig im Ort vertreten.

Die Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg

Während des Dreißigjährigen Krieges war die Gegend von den furchtbaren Auswirkungen stärker betroffen als andere Regionen der Pfalz. Die Scheidelberger Straße, schon von den Römern benutzt, diente im Krieg als Heerstraße. Sie war Hauptachse der marschierenden Truppen.

Noch heute haben wir in Spesbach den „Häreweg“, von dem die Leute der irrigen Meinung sind, er hätte etwas mit den Heiden zu tun. Er wird jedoch bereits im Jahre 1717 ganz klar als „Heerweg“ bezeichnet. Es war ein Weg, der am Dorf vorbeiführte und für die durchziehenden Truppen

bestimmt war, damit diese am Dorf vorbei marschieren mussten. Früher war von Soldaten nichts Gutes zu erwarten, die Bevölkerung war froh, wenn die Truppen um den Ort zogen, ohne jemand zu behelligen. Doch wurde der „Umweg“ von den plündernden Soldaten offenbar selten benutzt, denn sie zogen meist mitten durch die Dörfer. Daher rührt auch die Tatsache, dass Hütschenhausen, Spesbach und Ramstein Straßen besitzen, die stellenweise mehr als zehn Meter breit sind. Man konnte, nachdem alles abgebrannt und niedergehauen war, die Dörfer beim Wiederaufbau viel weiträumiger anlegen. Dieses wird sehr deutlich, wenn man unser Dorf mit einigen Orten der Kuseler Gegend vergleicht.

Wie Hütschenhausen waren auch alle anderen Orte in der Gegend völlig verödet und lagen in Schutt und Asche. Wer nicht Opfer des Krieges wurde oder unter Waffen stand, floh in ruhigere Gefilde, so ins Glantal, nach Holland oder in die Schweiz. Man schrieb das Jahr 1685.

Von 57 Orten im größeren Umkreis von Kaiserslautern waren 30 völlig zerstört. Vieles, was uns Aufschluss über die davor liegende Zeit geben könnte, wurde vernichtet. Nur Katzenbach überstand den Krieg fast unbeschädigt, da es in einem Tal hinter einem Hügel liegt und so von den marodierenden Soldaten übersehen wurde.

In dieser Zeit machte sich die Gegenreformation bei uns bemerkbar. Die katholische Kirche versuchte, die Reformierten wieder katholisch zu machen. Als Friedrich V., der Winterkönig und Kurfürst von der Pfalz, in der Schlacht am Weißen Berg vernichtend geschlagen wurde, ächtete ihn der Kaiser. Er verlor seine Gebiete und über die Pfalz fielen Truppen, vor allem die verbündeten Spanier, her. Sie waren erzkatholisch und führten ein strenges Regiment. In Spesbach wurde die Kirche wieder den Katholiken eingeräumt und in Kaiserslautern bekamen die Reformierten hohe Geldstrafen auferlegt, versäumten sie den katholischen Gottesdienst.

Langsamer Wiederaufbau

Nach 1648 wurde das Land zögernd wieder besiedelt, obwohl Kurfürst Karl Ludwig durch Steuer- und Religionsfreiheit alte und neue Siedler zurückzuholen versuchte, um das Land wieder aufzubauen. Die meisten Burgen unserer Umgebung waren von Lothringischen Soldaten besetzt (Landstuhl, Hohenecken, Frankenstein). Sie machten Straßen und Wege unsicher, plünderten alle Reichswalddörfer. Nichts blieb verschont.

1650 wird in Hütschenhausen von einer großen Wolfspflage berichtet, 1677 erstickte die Pest das kaum entfaltete neue Leben. Außerdem litt das Land unter den französischen Truppen, die im französisch-holländischen Krieg und im „Pfälzischen Erbfolgekrieg“ bei uns einfielen.

Im Jahre 1656 steht in den Schatzungsbüchern nichts über Hütschenhausen, Spesbach, Ramstein, Miesenbach und Steinwenden. Katzenbach und Niedermohr waren dagegen mit acht bzw. vier Familien die größten Orte. Erst als 1684 ein neues Buch angelegt wurde, taucht Hütschenhausen wieder auf. Im Gericht Steinwenden wohnte damals niemand, und auch in Weilerbach hausten mehr Wölfe als Menschen lebten.

Im neuen Buch tauchen in Hütschenhausen jetzt andere Familiennamen auf, es trat auch eine Wende ein. Vorm Krieg nannte man sich, wie man wollte, oder wie man von anderen gerufen wurde. Auf einmal standen Familiennamen fest, die sich nicht mehr änderten. In Katzenbach gab es 1656 schon die Namen Strack, Albert und Schröer. Um 1680 finden wir unter den 20 Bürgern in Hütschenhausen die Namen Leßmeister, Leys und Stämmler, in Spesbach Mattheis, Kurz und Christmann. Auch heute noch sind diese Familiennamen bei uns weit verbreitet und gehören damit zweifelsfrei zu den ältesten.

Ab jetzt steigt die Kurve der Einwohner stetig an. 1787 betrug ihre Zahl 383 Seelen, 1837 waren es 992 und 1910 wurden 1284 erreicht. 1966 waren es 2222 Einwohner. Unsere Gegend entwickelte sich schnell, als zu Beginn des 18. Jahrhunderts 80 Jahre der Kriege und des Schreckens zu Ende gingen. In dieser Zeit gehörten die Dörfer Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach zum Gericht und Schultheisenamt Ramstein.

Aus den Jahren zwischen dieser Zeit und der Französischen Revolution (1789) gibt es aus dem Dorf wenig zu berichten. Im Jahre 1747 bauten sieben protestantische Bauern das sogenannte „Siebenbauernkirchlein“, das noch bis 1934 stand. Ansonsten nahm das Leben seinen Lauf, der Ort wuchs, die Landwirte bestellten ihre Felder und zahlten ihre Abgaben. Hütschenhausen gehörte zum Gericht Ramstein und damit zum Oberamt Kaiserslautern, der Landkreis Kaiserslautern zur Kurpfalz. Ganz Deutschland war nach 1648, als die Fürsten im Westfälischen Frieden ihre volle Souveränität und Selbstherrschaft zugestanden bekamen, in kleine Fürstentümer zersplittert. Oft waren sie nur wenige Quadratkilometer groß und umfassten nur zwei bis drei Dörfer. So war auch die Kurpfalz von einigen kleinen Herrschaftsgebieten umgeben.

Die Französische Revolution und Napoleon

Die Französische Revolution und Napoleon hatten auch Auswirkungen auf die Verhältnisse von Hütschenhausen. In den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts drangen laufend französische Revolutionsheere bei uns ein und brachten die kleinen Territorien in Gefahr. Im Jahre 1794 erteilte der Wohlfahrtsausschuss in Paris den Befehl, die Pfalz auszuräumen.

Während weite Teile der Bevölkerung schon auf der Flucht sind, schloss Preußen im Jahre 1795 einen Separatfrieden, in dem es die Abtrennung der linksrheinischen Gebiete an Frankreich anerkannte. Auch Österreich beugte sich diesem Zustand 1797 im Frieden von Campo Formio.

Während der Zeit gab es viele Neuordnungen. Napoleon führte z. B. eine große „Flurbereinigung“ durch, löste alle kleinen Fürstentümer auf und fasste sie zusammen. Er gründete ein neues Land, die Pfalz, das er in Departements, Kantone und Gemeinden einteilte. Die Departements waren einem Präfekten unterstellt. Die mittelalterliche Unordnung und Systemlosigkeit wurde wieder geordnet und unter eine systematische Verwaltung gestellt.

Der größte Teil der Pfalz, auch unser Gebiet, gehörte zum Departement Donnersberg. Kaiserslautern war Sitz von Unterpräfektur und Bezirksgericht. Zusätzlich wurden im Zuge der Säkularisierung alle geistlichen Besitze aufgelöst, wodurch sich ganz neue Eigentumsverhältnisse in unserem Raum ergaben. Davon waren auch die Klöster in Otterberg, Einsiedeln (Einsiedlerhof) und Kaiserslautern betroffen.

Ein weiteres Ziel Napoleons war es, die Wirtschaftslage in der Pfalz zu verbessern. Er legte z. B. viele Straßen an. Auch die Kaiserstraße erhielt von ihm ihren Ausbau. Sie diente ihm bekanntlich als Heerstraße von Paris über Mainz bis nach Russland. Aber die unaufhörlichen Kriege und Kämpfe zerstörten die vielen positiven Ansätze Napoleons wieder.

Hütschenhausen kommt zu Bayern

Nach Niederlage und Verbannung Napoleons bemühte sich der Wiener Kongress, die alten Verhältnisse in Deutschland wieder herzustellen. Da die Pfalz sehr schwach war und der neu gegründete „Deutsche Bund“ gegen Frankreich geschützt werden musste, kam die Pfalz wieder unter die königlich-bayerische Krone. Die nördlichen Teile bekam Preußen, das die „Wacht am Rhein“ erhielt. Die Grenze zwischen Preußen und Bayern verlief ungefähr im Raum Birkenfeld.

In den Jahren der Revolution 1848/49, in denen sich in ganz Deutschland der demokratische und liberale Geist regte, bildeten sich auch hier Freischaren, die sich mit primitiven Waffen, wie Sensen und Dreschflegeln, bewaffneten. Kaiserslautern wurde Sitz einer provisorischen Regierung, welche in der dortigen Fruchthalle tagte. Nach der Niederschlagung der Revolution durch die preußischen Truppen wurde der alte Zustand wieder hergestellt. Auch nach dem Ersten Weltkrieg gehörte die Pfalz noch zum Freistaat Bayern und bekam erst nach dem Zweiten Weltkrieg als Land Rheinland-Pfalz eine Selbstverwaltung.

Das 19. Jahrhundert

Diese Zeit kann man als Ausgang für die Entwicklung zum heutigen Hütschenhausen bezeichnen. In den vergangenen Jahrhunderten hatte sich für das Dorf nichts verändert. Doch zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Deutschland zunehmend industrialisiert wurde, entwickelten sich auch in Hütschenhausen ganz neue Erwerbszweige. Es entstanden Handwerksbetriebe wie Bäckereien, Metzgereien, Schmieden, und ein Sägewerk. Die Mehrzahl der Bevölkerung waren jedoch Bauern. Die wenigen Arbeiter waren hauptsächlich in Bergwerken des nahen Saargebietes beschäftigt. Es gab in Hütschenhausen zu dieser Zeit nur den Ackerbau, die Viehzucht kam erst nach dem Jahre 1910.

Auch begann nun das Vereinsleben aufzublühen. 1874 entstand als erster Verein im Dorf der Männergesangsverein, um die Jahrhundertwende gesellte sich der Fußballverein hinzu. 1925 wurde als dritter großer Verein der Turn- und Sportverein gegründet. In dieser Zeit war alles nach dem Saargebiet orientiert. Hütschenhausen gehörte zum Amt Homburg, das damals noch pfälzisch war. Die Bauern brachten ihre Milch zur Bahn nach Hauptstuhl, von wo aus sie nach Neunkirchen gebracht wurde.

Separatistenzeit und Inflation

Parallel mit dem passiven Widerstand verliefen in den Jahren 1922/23 Separatistenzeit und Große Inflation. Nach dem Ersten Weltkrieg, in den allgemeinen Wirren, ergriff eine kleine Gruppe die Macht, welche die Pfalz autonom machen und unter französischen Schutz stellen wollte. Sie wurde von einem Bauern namens Heinz aus Orbis angeführt. In allen Städten regieren Separatisten. Kaiserslautern und Speyer sind Zentren. Die eigentliche Regierung der Pfalz war nach Heidelberg geflüchtet und arbeitete dort weiter. Die Gehälter für die Pfälzer Beamten wurden auf Schleichwegen bei Nacht und Nebel transportiert und ausgezahlt.

Auch in Hütschenhausen agierten Anhänger der Separatisten, doch es gab hier mehr Gegner als Befürworter. Die Lage in der Pfalz ist kritisch, doch mit einem Mal ist alles vorbei, als der Anführer Heinz am 9.11.1924 in Speyer von Studenten erschossen wird. Daraufhin gab es überall Aufstände und Ausschreitungen gegen die Separatisten. In Pirmasens, einem der Zentren, wurde am 11.2.1924 das Rathaus gestürmt. Nach dem blutigen Gefecht wurden die Separatisten teilweise gelyncht.

Während der Inflation gab es in Hütschenhausen auch viele Arbeitslose. Geld war von Tag zu Tag weniger wert, man konnte nie wissen, welchen Wert eine Ware oder Leistung im Augenblick hatte. Ein Beispiel dafür:

Ein Gerichtsdieners aus Hütschenhausen erhielt am Vortag den Monatslohn ausbezahlt, am Tag darauf bekam er als Gegenwert für den vollen Lohn noch einen Laib Brot. Kostete gestern das Beschlagen eines Pferdes noch 20 Mark, waren es vier Tage später 12.000 Mark. Da die Bürger schon so verunsichert waren, weil das Geld über Nacht immer wertloser wurde, zahlten die Bauern ihre Knechte und Mägde in Naturalien aus und die Geschäfte gaben selbstgefertigtes Notgeld heraus.

Während der Inflation hatten es die Bergleute noch am besten, sie waren die reichsten Leute im ganzen Dorf. Im benachbarten Saargebiet bauten sie in den Gruben Kohle ab. Da das Saargebiet zu Frankreich gehörte, wurden die Kumpels mit französischem Franc entlohnt, der, verglichen mit der Mark, äußerst stabil war. Arbeitslose wurden in Hütschenhausen vom Staat als Arbeiter eingesetzt und trieben die weitere Kultivierung des Bruches voran, die bereits vor dem Krieg begonnen wurde. Sie erreichten vor allem die Urbarmachung des Olenkorbes.

Die Ära Julius Rüb

Die folgenden Jahre waren geprägt durch das Schaffen des Bürgermeisters Julius Rüb. Als Nachfolger von Jakob Munzinger trat er sein Amt 1920 an. Der Sozialdemokrat hatte anfangs einen schweren Stand und musste zunächst hart kämpfen, um seine Gedanken und Ideen bei den Bauern durchzusetzen. Die Bauernschädel brauchten oft lange, um die vielen Vorteile zu begreifen, die er ihnen verschaffen wollte.

Die Amtszeit von Bürgermeister Julius Rüb sah neben der Einführung der Trinkwasserversorgung (das erste Trinkwasser in Hütschenhausen floss am 16. September 1930 durch das neue Leitungsnetz), auch die Gründung zahlreicher unterschiedlicher Genossenschaften. Die Bauern freunden sich später rasch mit dem Genossenschaftswesen an.

So wurde aus der 1896 gegründeten Spar- und Darlehenskasse, über den Ackerbauverein der Zwanzigerjahre, eine Raiffeisenkasse. Gleichzeitig begann der Bau eines Lagerhauses, dazu kam später die Milchsammelstelle. 1929 wurde die alte Verschlussbrennerei in eine Genossenschaftsbrennerei umgewandelt, in der ein Teil der erzeugten Kartoffeln zu Alkohol verarbeitet wurde. Viel ihrer wertvollen Zeit ersparten sich die Hausfrauen durch die nach dem Kriegsende erfolgte Errichtung einer Genossenschaftswäscherei. Und in den späten Fünfzigerjahren, entstand im Raiffeisenlagerhaus die erste Tiefgefrieranlage der Pfalz.

Im Jahre 1933 wurde Julius Rüb aus dem Amt des Ortsbürgermeisters entfernt und durch einen Mann der NSDAP ersetzt. Doch gleich nach dem Krieg kam er sofort wieder in Amt und Würden.

Der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit

Am Ende des Zweiten Weltkrieges sind aus Hütschenhausen, es gehörte in der Zeit zur Westmark, 99 Gefallene und 36 Vermisste zu registrieren. Gleich nach Kriegsende gab es in Hütschenhausen Zwangseinquartierungen. Jedes größere Haus musste eine bestimmte Anzahl von Zimmern frei machen, in die Franzosen einzogen.

Kurz nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland begann auch in Hütschenhausen der Aufstieg. 1945 kehrte Bürgermeister Julius Rüb in sein Amt zurück und führte die Flurbereinigung endgültig durch, sogar die einstigen Gegner waren jetzt Befürworter. 1946 zog Julius Rüb in den Landtag von Rheinland-Pfalz ein.

Nach dem Krieg hatte die Landwirtschaft mit einem neuen Problem zu kämpfen. Amerikanische Transportschiffe schleppten den Kartoffelkäfer ein, der sich rasant verbreitete. Weil es noch kein Gift zur Bekämpfung gab und damit die Schäden keine katastrophalen Ausmaße annahmen, wurden zweimal pro Woche Kartoffelkäfersammlungen durchgeführt. Aus jeder Familie im Dorf hatte sich mindestens ein Mitglied vor dem Bürgermeisteramt einzufinden. In kleinen Gruppen zog man zu den Kartoffeläckern in der Gemarkung, sammelte Käfer und Larven ein, um sie zu vernichten. Oft wurden auch die Schulklassen dazu eingesetzt.

In den Nachkriegsjahren erreichten uns erste Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Es war anfangs nicht leicht, sie aufzunehmen, da schon vorher im Ort Wohnungsknappheit bestand. Mithilfe von Bürgermeister Julius Rüb konnten bereits 1951 die ersten Vertriebenenfamilien ihr Eigenheim beziehen. Die 123 Flüchtlinge lebten sich sehr gut bei uns ein und fanden in Hütschenhausen eine neue Heimat. Da blieb es nicht aus, dass bereits 27 Ehen zwischen Einheimischen und Vertriebenen geschlossen wurden.

Hütschenhausen begann zu wachsen und seine Struktur zu verändern. Aus dem Bauern- wurde immer mehr ein Arbeiterdorf. Waren es 1960 noch 61 landwirtschaftliche Betriebe, so sank die Zahl 1964 auf 32 und bis 1974 auf 23. Viele neue Straßen wurden angelegt. Bis dahin bestand das Dorf nur aus der Hauptstraße. Am nördlichen Ortsrand begannen die fruchtbaren Felder und im Süden lag das unbebaubare Bruch. In noch früherer Zeit war der Ort nicht größer als das heutige Mitteldorf. Nun baute man im Norden viele Parallelstraßen, das Dorf wuchs von Jahr zu Jahr und wurde bereits zu Beginn der Sechzigerjahre kanalisiert.

Schon früh war Hütschenhausen für seinen Kartoffelanbau bekannt. Als nach dem Zweiten Weltkrieg das Saargebiet von Deutschland abgetrennt wurde, traten für die Bauern erhebliche Absatzschwierigkeiten auf. Aus diesem Grund wick man 1949 auf den Tabakanbau aus.

Der Tabak konnte nicht, wie etwa das Getreide, vom Bauern ausgesät werden. Er wurde vielmehr als Jungpflanze von einem Pflanzbetrieb erworben und auf dem eigenen Acker in mühevoller Handarbeit gesetzt und herangezogen. Dazu waren viele fleißigen Hände nötig, denn die empfindlichen Pflänzchen mussten in der ersten Zeit auch noch täglich gewässert werden.

Die Tabakblätter wurden, je nach Reifegrad, über mehrere Tage und Wochen geerntet, in Bündel gerollt vom Acker in die Scheune gebracht und dort erst einmal nach Qualität sortiert. Danach fädelt man die einzelnen Blätter mittels einer langen, flachen Nadel durch die Rippen auf Schnüre, welche an beiden Enden Schlingen hatten. So vorbehandelt kam der Tabak in den eigens dafür gebauten „Duwackschopp“, wurde aufgehängt und durch Heißluft getrocknet. Dann trat das „Rauchkraut“ die Reise vom Tabakschuppen nach Bruchmühlbach an, wo sich die Zigarettenfabrik Eilebrecht nahe am Erzeuger angesiedelt hatte. In „de Bali“ fanden damals ein paar hundert Leute Arbeit.

Aus wirtschaftlichen Gründen (die Lohnkosten der Zigarettenindustrie), aber auch, weil der Blauschimmel die Ackerböden teilweise verseucht hatte, wurde 1962 der Tabakanbau in der Gemarkung Hütschenhausen wieder eingestellt. Der Tabakschuppen diente zwischendurch auch als Kornspeicher; es wurden wieder vorwiegend Kartoffeln und Getreide angebaut. Die Kartoffeln werden auch heute noch zum Teil zu Alkohol gebrannt, der Rest in der Westpfalz und auch im seit 1955 wieder zur Bundesrepublik gehörenden jetzigen Saarland verkauft.

Die nachstehende kleine Statistik weist folgende Zahlen auf:

Im Jahre 1966 gab es in Hütschenhausen 36 Bauernhöfe mit einer Größe von 15 bis 50 Hektar, 27 Pferde, 1093 Stück Rindvieh, 737 Schweine, 2268 Hühner und 80 Bienenstöcke. Ferner waren drei Gewerbebetriebe mit 35 Beschäftigten und 20 Handwerksbetriebe mit 42 Beschäftigten ansässig. Es werden 550 Personen als Aus- oder Einpendler registriert. Vorhanden waren im Dorf 21 Ladengeschäfte, sieben Gaststätten, zwei Banken, ein Postamt, zwei Ärzte und ein Zahnarzt. Von den 2222 Einwohnern sind 1217 protestantisch, 989 katholisch und 16 andersgläubig.

Der Gemarkungsumfang beträgt 1029 Hektar, davon sind 394 Hektar Ackerland, 355 Hektar Wiesen, 97 Hektar Gemeinde- und Privatwald, der Rest sind Wohngrundstücke, Straßen, Ödland und Gewässerflächen. Zu Hütschenhausen gehören weiter der Elschbacherhof mit den beiden landwirtschaftlichen Gütern sowie die staatliche Moorwirtschaftsstelle Olenkorb. Heute dient dieses ehemalige Gestüt wieder seinem alten Zweck, es beherbergt private Pferde.

Im Jahre 1969 wurde im Zug der Verwaltungsreform in Rheinland-Pfalz aus den drei bis dahin selbständigen Ortsgemeinden Spesbach, Katzenbach und Hütschenhausen die Großgemeinde Hütschenhausen gebildet. Sie hat die größte landwirtschaftlich genutzte Fläche der Pfalz.

Im Jahre 1972 wurde ein Waldwärmefreibad, welches zusammen mit der Verbandsgemeinde Bruchmühlbach-Miesau auf der Elschbacher Gemarkung gebaut wurde, in Betrieb genommen.

Im Jahre 1972 wurden Hütschenhausen und einige andere Gemeinden zur Verbandsgemeinde Ramstein-Miesebach zusammengeschlossen.

Die Kirchengeschichte

Die erste Überlieferung vom Bau einer Kirche der Lutheraner datiert aus dem Jahr 1747. Sieben lutheranische Hütschenhausener Bauernfamilien ermöglichten durch finanzielle Beiträge und handwerkliche Eigenleistungen den Bau des sogenannten „Siebenbauernkirchleins“.

Im Jahre 1878 zählte man in Hütschenhausen 144 Lutheraner, 92 Reformierte und 142 Katholiken. Bis zum Jahr 1818 gehörten Lutheraner und Reformierte zur jeweiligen Pfarrei Steinwenden. Nach erfolgtem Zusammenschluss im selben Jahr wurde die Pfarrei Spesbach errichtet, der die hiesigen Protestanten bis zum heutigen Tag angehören.

Im Jahre 1919 richtet der Schwesternverein für die Kirchengemeinden Hütschenhausen und Spesbach eine Diakonissenstation ein, die bis zum Jahr 1970 ihren Sitz in Hütschenhausen hat (Schwester Maria) und dann durch die Verschmelzung mit Nachbarvereinen in der Ökumenischen Sozialstation Westpfalz aufgeht.

Im Jahre 1934 wurde die alte protestantische Kirche, das sogenannte „Siebenbauernkirchlein“ abgerissen und an gleicher Stelle ein neues Gotteshaus erbaut. Das angrenzende alte Schulhaus wurde von der protestantischen Kirchengemeinde erworben und 1959 zu Kindergarten und Krankenpflegestation umgebaut. Zur Zeit wird das Haus von der Kirchengemeinde jedoch nur noch teilweise genutzt. Es dient lediglich als Gemeindesaal, die Pfllegestation ist seit 1970 aufgelöst und 1971 wurde ein neuer Kindergarten, nur 50 Meter entfernt, erstellt.

Die Katholiken kamen 1698 zur Pfarrei Ramstein, wohin sie schon vor der Reformation gehörten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde eine Kapelle erbaut (1768). 1817 errichtete man eine Kirche und die Gemeinde wurde von der Pfarrei Bruchmühlbach betreut. Von 1908 bis 1910 baute man mit tatkräftiger materieller und aufopferungsvoller Hilfe der katholischen Gläubigen, besonders aber der Bauern, die jetzige

Kirche, die 1911 dem Erzengel Michael geweiht wurde und seitdem der „Dom im Westrich“ genannt wird. Gleichzeitig mit der Weihe wurde die katholische Gemeinde Hütschenhausen eine eigenständige Pfarrei.

1964 baut die katholische Kirchengemeinde ein neues Pfarrhaus, wieder in Nachbarschaft zur Pfarrkirche. Das alte Wohnhaus des Pfarrers war in die Jahre gekommen, eine Renovierung unwirtschaftlich und wurde abgerissen. An seiner Stelle entstand 1973 der neue katholische Kindergarten, dessen Vorgänger in den Räumen des Schwesternhauses war.

1966 erbaut die politische Gemeinde Hütschenhausen eine Leichenhalle aus heimischem Buntsandstein auf dem Friedhof.

Das Bruch

Unser Bruch wurde durch das Torfstechen nach und nach in eine große Wildlandschaft verwandelt. In dem 150 Jahre währenden Abbau wurde die „Torffront“ immer weiter vorgetrieben, das so „umgepflügte“ Land nicht wieder rekultiviert, sondern brach liegen gelassen.

Die Bäche flossen in unzähligen Mäandern durch das Moor, was aber der natürlichen Entwässerung nicht zuträglich war. Deshalb begann man 1910 mit der Begradigung von Schwarzbach und Glan. Durch diese Maßnahme wurde das bisher verödete, verwilderte Grasland „geglättet“ und es konnten, bedingt durch den jetzt ungehinderten Lauf der Bäche, endlich Entwässerungsgräben angelegt werden. Die Arbeit wurde vorwiegend von Sträflingen verrichtet, die dazu abkommandiert wurden.

So wurde das Bruch in bestes Wiesenland umgewandelt, der Wert der Fläche wuchs von Jahr zu Jahr. Nun wurden auch Viehzucht und Milchwirtschaft möglich. Hatte der einzelne Bauer bisher nur eine oder zwei Kühe im Stall, konnte er nun bis zu 20 halten. Die landwirtschaftlich genutzte Fläche in Hütschenhausen vergrößerte sich auf 1000 Hektar, davon sind 900 Hektar Äcker und Wiesen und 100 Hektar Wald.

Als die Eisenbahnlinie Ludwigshafen-Bexbach 1840 verwirklicht wurde, sollte die „Ludwigsbahn“ durch Hütschenhausen führen. Man entschied aber, dass das dafür benötigte Land zu wertvoll sei. Merkwürdig war, dass die Bahn zu einer Zeit gebaut wurde, als das Bruch noch Wildnis war, die Bodenflächen ebenso wertlos waren, wie diejenigen im benachbarten Hauptstuhl, auf denen die Eisenbahn dann realisiert wurde.

Einen Silberstreif der modernen Technik erspähte man in Hütschenhausen, als im Jahre 1914 das erste elektrische Licht in einigen Häusern brannte. Diese revolutionäre Idee wurde damals von Bürgermeister Jakob Munzinger umgesetzt.

Die Via Regia oder Die Kaiserstraße

Bei einer Recherche im April 202 zufällig im Internet gefunden von
Gerd Steigner

Die am südlichen Bruchrand an Hütschenhausen vorbeiführende Kaiserstraße gehört nicht mehr zur örtlichen Gemarkung und doch wurde sie von den Dorfbewohnern oft benutzt, denn alle Personen, die nach Landstuhl, Kaiserslautern oder ins Saarland reisen wollten, trafen im Nachbarort Hauptstuhl auf die dort in Ost-West-Richtung verlaufende, baumbestandene breite Kaiserstraße. Doch wie lange gibt es sie schon und wer hat sie einst gebaut?

Auch Via Regia genannt, ist sie eine der ältesten Verkehrsverbindungen zwischen Ost- und Westeuropa. Sie war einst Teil der kontinentalen Handelsstraße von Santiago de Compostela in Spanien über Frankreich, Deutschland, Polen bis Kiew in der Ukraine. Der Europarat bezeichnet die ungefähr 4.500 Kilometer lange Via Regia als eine der wichtigsten europäischen Kulturstraßen. Via Regia heißt übersetzt „Königsstraße“; es handelt sich um eine sogenannte Altstraße. Sie war rechtlich dem „König“ zugeordnet und stand somit unter besonderem Friedensschutz.

Die Straße hatte große wirtschaftliche Bedeutung für den überregionalen Handel und Warenaustausch. Vom Westen kamen die Tuche Flanderns, vom Osten Holz, Felle, Wachs und Honig, die Mitte steuerte den oft dringend benötigten Färberwaid aus Thüringen sowie Bergbauprodukte aus Obersachsen bei. Die Via Regia stellte auch die Direktverbindung zwischen den beiden großen deutschen Messestädten Frankfurt am Main und Leipzig her.

Teilstück der Via Regia am Südrand des Bruches ist die „Kaiserstraße“ (die ehemalige Bundesstraße 40 zwischen Mainz und Saarbrücken). Ihr Namensgeber war Frankreichs Kaiser Napoleon Bonaparte, der die Straße zwischen Paris und dem französischen Verwaltungssitz Mainz für Truppenbewegungen ungewöhnlich breit ausbauen ließ, was man heute noch zum Teil in Hauptstuhl sehen kann. Mancherorts heißt sie auch Pariser, Saarbrücker oder Mainzer Straße. Von Saarbrücken kommend verlässt sie über Homburg und Bruchhof das Saarland und erreicht Am Alten Zoll bei Vogelbach die Pfalz. Von dort aus führt sie weiter über Vogelbach, Bruchmühlbach, Hauptstuhl, Landstuhl, Kindsbach, Kaiserslautern, Eselsfürth, Mehlingen, Wartenberg-Rohrbach, Lohnsfeld, Alsenbrück-Langmeil, Standenbühl, Dreisen, Weitersweiler, Bolanden, Kirchheimbolanden, Albig, Wörrstadt, Saulheim, Nieder-Olm und Kleinwinternheim, nach Mainz.

Bereits zu Römerzeiten war die Route eine wichtige Verbindung von Metz bis an den Rhein. Schon seit dem Mittelalter haben Pilger in großer Zahl auf der Wallfahrt nach Santiago de Compostela die historische Straße benutzt. Heute aber wird dieser Teil des Jakobspilgerweges über die Nordkante der Sickinger Höhe geführt um möglichst viele Naturdenkmäler und Sehenswürdigkeiten zu tangieren.

Kein Bahnhof für Pfälzische Ludwigsbahn

Von Gerd Steigner redaktionell überarbeiteter Internet-Zufallsfund

Parallel zur Via Regia verläuft die Ludwigsbahn, die Eisenbahnstrecke, die einst gebaut wurde, um die Saarkohle zum Rhein zu transportieren. Und wieder muss man in Richtung Hauptstuhl um sie zu benutzen, weil 1845 den Hütschenhausener Ratsherren der Bruchboden zu „wertvoll“ war, um darauf Schienen zu verlegen. Nach ursprünglichen Plänen sollte die Ludwigsbahn aber an einem Bahnhof in Hütschenhausen halten.

Am 10. 1. 1838 bildete sich eine provisorische Gesellschaft zum Bau der Strecke von der Rheinschanze (1865 in Ludwigshafen umbenannt) nach Bexbach. Am 30. 3. 1838 gründete sich die „Bayerische Eisenbahngesellschaft der Pfalz - Rheinschanz-Bexbacher Bahn“. Im Mai 1844 wurde das Unternehmen in „Pfälzische Ludwigsbahn-Gesellschaft“ umbenannt.

Die Strecke wurde unter der Leitung von Paul Camille von Denis, der zu seiner Zeit zu den herausragendsten Eisenbahnpionieren Deutschlands gehörte, ab März 1845 gebaut. Sie diente in erster Linie dem Transport von Saarkohle des Bexbacher Reviers zum von der bayerischen Regierung gegenüber von Mannheim angelegten Hafen- und Handelsplatz „Rheinschanze“. Ihren Namen bekam die Strecke nach dem bayerischen König Ludwig I. Ferner einigte man sich, mittels eines Abzweigs von Schifferstadt nach Speyer die Hauptstadt des bayerischen Rheinkreises an die Strecke anzuschließen.

Bereits am 11. Juni 1847 wurde das 29,33 Kilometer lange Teilsrück von der Rheinschanze nach Neustadt eröffnet, am 1. Juli 1848 der Abschnitt Kaiserslautern - Homburg und am 6. Juni 1849 die Weiterführung Homburg - Bexbach. Nachdem am 2. Dezember 1848 die Strecke von Kaiserslautern nach Frankenstein fertig war, konnte am 25. August 1849 schließlich die Lücke zwischen Neustadt und Frankenstein geschlossen werden. Somit war die Strecke über Homburg bis nach Bexbach durchgehend befahrbar. Der Bahnhof Bexbach ist der älteste, bis heute erhaltene Bahnhof im Saarland. Der Abschnitt Homburg – Bexbach ist heute jedoch Bestandteil der Strecke Homburg – Neunkirchen.

Teil 2

Im Herzen der Pfalz

Aus der Schriftenreihe für
pfälzische Heimatkunde
„Ein Heimatkundebüchlein für die Jugend“
erschieden 1965

Arbeiter- und Bauerndörfer Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach

Die drei Dörfer liegen dort, wo das Bruch am Fuß des Hügellandes ausläuft, zwischen den Wiesen im Süden und dem Ackerland im Norden.

Die Bauern schauen gern ins Bruch; denn da liegen ihre saftigen Wiesen. Auch in trockenen Sommern sind sie ausreichend feucht, das fette Gras steht hoch. Die Bäuerin öffnet morgens die Stalltür und heraus drängt als erste die Leitkuh, gefolgt von den anderen Kühen. Ein paar Schritte über die Straße und sie sind auf der mit einem Elektrozaun gesicherten Weide. Ist das Gras dort abgeweidet, steckt man den Zaun um eine andere Wiese, dann um eine dritte, bis die erste wieder genügend Futter hergibt.

Die Ställe sind neuzeitlich eingerichtet. So manche Kuh aus einheimischem Stall wurde wegen ihrer besonderen Milchleistung preisgekrönt. Die Viehzucht ist ein wichtiger Zweig der bäuerlichen Wirtschaft. Hier und da wird von Großbauern auch noch Pferdezucht betrieben.

Im Juni und September fahren zu Heuwagen umgebaute Fuhrwerke ins Bruch, holen von den schnurgeraden Wiesen Heu und Grummet herein. Dann kommt es schon mal vor, dass das Zugtier bis zum Bauch einbricht. Schnell wird es ausgespannt und ein paar Bretter vor das ängstliche Tier gelegt, damit es sich wieder herausarbeiten kann. Wehe, der Heuwagen sinkt ebenfalls bis an die Achsen ein. Dann muss er abgeladen, schlimmstenfalls mühevoll auf der Wiese demontiert werden.

Die Bauern schauen aber auch gern ins Hügelland. Dort liegen ihre Felder mit Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Dickrüben und Kartoffeln. Rechtzeitig, wenn die Vorderpfälzer Frühkartoffeln zu Ende gehen, erscheinen die Hütschenhausener Mittelfrühen und finden Absatz auf den Märkten in der Westpfalz und im Saarland. Erst im Spätherbst werden dann die lagerfähigen Speisekartoffeln geliefert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg (1947) merkte man, dass der leichte Boden sich auch zum Tabakanbau eignet. Das brachte Geld! Der Zigarettenhersteller Eilebrecht verlegte die Produktion nach Bruchmühlbach und erklärte sich zur Abnahme der gesamten Jahresernte bereit. Es wurde eine Genossenschaft gegründet, zwei Tabaktrockenschuppen errichtet. Viele Hände regten sich beim Pflanzen, Ernten, Sortieren und Einfädeln des Rauchkrautes. Für die Arbeitnehmer aus Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach war der Tabakanbau geradezu ein Segen, fanden doch viele von ihnen in der „Bali“ Arbeit und Brot. Nach 15 Jahren war die Blütezeit schon wieder vorbei. 1962 machte ein irreparabler Blauschimmelbefall an den Pflanzen dem Anbau ein überraschendes Ende.

Heute sind die drei Orte überwiegend Arbeiterdörfer. Früher, als man im saarländischen Bexbach Kohlen grub, wohnten noch viele Fuhrleute hier; man hatte ja den Vorteil, dass die kaltblütigen Zugpferde zur Futteraufnahme die kostengünstigen Weiden im Bruch benutzen konnten.

Als die Eisenbahn die Kohle billiger beförderte, wurden die Einwohner Bergleute in den Gruben oder Arbeiter in den Fabriken. Zur Bahn in Hauptstuhl wurde eine feste Straße auf einem Knüppeldamm gebaut. War man es gewohnt, auf der Rückbank des Postautos zu reisen, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg der Busverkehr eingerichtet. Ein regelrecht zusammengeflicktes Vehikel, dessen Karosserie vermutlich von einem in den letzten Kriegstagen über dem Bruch abgeschossenen Jagdbomber stammte und das im Volksmund nur „Jabo“ genannt wurde, beförderte als erster Omnibus die Bergleute zu den Gruben im Saarland.

Hütschenhausen ist ein Dorf nahe der Grenze. Viele Verwandte wohnen im Saarland. Auch die Mundart ähnelt der saarländischen. Die Häuser stehen an der nördlichen Umgehungsstraße des Bruches. Bruch und die vorhandene Straße zwangen zur Anlage eines Straßendorfes. Spesbach und Hütschenhausen waren die bekanntesten Fuhrmannssiedlungen.

Von den drei Dörfern ist Hütschenhausen bekannt durch seine genossenschaftlichen Einrichtungen. Es hat eine Viehverkaufs-, eine Milch-, eine Maschinen-genossenschaft, eine genossenschaftliche Wäscherei sowie die erste Gemeinschaftsgefrieranlage der Pfalz, welche 1954 gebaut wurde. Die Gefrierzellen sind verschieden groß und werden an die Mitglieder vermietet. Vorbildlich ist auch die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg umgesetzte Flurbereinigung. Damit verbunden war die Gründung einer Siedlungsgenossenschaft. Bereits 1929 wurde eine bestehende landwirtschaftliche Verschlussbrennerei für Kartoffeln in eine dem ganzen Dorf zugute kommende Genossenschaftsbrennerei umgewandelt.

Hütschenhausen bedeutet „zu den Häusern des Hizo“, hatte im Jahr 1959 2071 Einwohner. Registriert waren 323 Auspendler und 56 Einpendler.

Spesbach, abgeleitet vom Namen „Specht(i)sbach“, hatte im Jahr 1959 1123 Einwohner. Registriert waren 210 Auspendler und 40 Einpendler.

Katzenbach, d. h. an einem „kleinen, geringen Bach“ (zum Vergleich: Katzenbank, Katzensprung = kleine Bank, kleiner Sprung) hatte im selben Jahr 1959 480 Einwohner. Über Aus- und Einpendler ist nichts bekannt, doch dürfte es diese auch in Katzenbach gegeben haben.

Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach sind Arbeiter- und Bauerndörfer. Während die Bauern ihrer täglichen Arbeit auf dem Hof sowie auf Wiesen und Äckern um die Dörfer nachgehen, sind die Arbeitnehmer gezwungen, zu ihren auswärts gelegenen Arbeitsstellen auszuwandeln.

Die Westfälische Moorniederung

Wenn wir Kaiserslautern im Westen verlassen, führt uns die Kaiserstraße in die Westfälische Moorniederung. Eine flache Senke liegt vor uns. Wiesen wechseln mit mageren Äckerchen und struppigen Waldstücken. Die Senke erstreckt sich weit über 30 Kilometer bis zum saarländischen Homburg und schwillt gemach nach allen Seiten an. Hinter Einsiedlerhof begleiten die Straße eine Reihe von grasbewachsenen Sanddünen. Diese sind vielfach aufgeschlossen und werden für die großen Bauvorhaben in diesem Gebiet ausgebeutet, wie etwa um Spesbach, Katzenbach und Ramstein, wo man Sand zum Bau des Flugplatzes Ramstein gewann.

Die Westfälische Moorniederung wird durch den Glan entwässert, dem nur im Norden ein offenes Tor bleibt. Könnten wir diese Pforte schließen, hätten wir in wenigen Wochen einen einzigen langgestreckten See von Homburg bis Kaiserslautern, das Wasser würde nach keiner Richtung hin einen Abfluss finden. Die Dörfer am Nordrand liegen auf sanft ansteigenden Hügeln. Sie wurden gegründet, als die Niederung noch ein einziges Sumpfgelände war und kein Haus in das Moor hinein gebaut werden konnte. Die tiefstgelegene Stelle des Bruches befindet sich mit 223 Metern über NN zwischen Hütschenhausen und Hauptstuhl.

Unter dem Moorboden bildet Sandstein eine große Schüssel. Das Wasser zieht mit geringem Gefälle (zwei bis vier Zentimeter auf den Kilometer!) in Moor- und Schwarzbach zum Glan. Verwesende Pflanzenteile liefern Torf, der als Brennmaterial, Streuwerk und Bodenverbesserer in Form von Torfmull seine Verwendung findet. Unter der oberen Lettenschicht findet man Silbersand, welcher der Hausfrau früher als Fußbodenbelag für die gute Stube und zum Scheuern so gute Dienste leistete. Heute haben ihn moderne Reinigungsmittel aus der Küche verdrängt.

Wie das Bruch entstand

Einer langen Trockenzeit folgte eine anhaltende Niederschlagsperiode. Der Nordwestwind hatte von weit her Ton- und Lettenstaub mitgebracht und mit ihm den Sand in der flachen Mulde 15 bis 30 Zentimeter hoch bedeckt. Darauf wuchsen Gräser, Sträucher und Bäume. Weil der Letten das Wasser nicht durchsickern ließ, bildeten sich Tümpel und Teiche. Sie wurden größer und zahlreicher, weil sich auch Quellen aufboten, deren Wasser aus der Erde sprudelte. Schließlich stand das ganze Gebiet unter Wasser, ein Weiher am anderen, nur unterbrochen durch stehen gebliebene Dämme (heutige Schachen). Kleinere Pflanzen versanken, Bäume starben ab, fielen um, weil ihre Wurzeln unterspült wurden und keine Luft mehr bekamen. Noch heute kann man ihre Überreste im Torf finden.

Dafür machten sich viele Wasserpflanzen breit, und an den Rändern der stehenden Gewässer wucherten Schilfrohr und Binsengräser. Alljährlich im Herbst sanken Blätter und Stängel auf den Grund der Weiher. Dort aber verweseten sie nicht, weil Sauerstoff fehlte und verwandelten sich in Torf. Im Verlauf vieler Jahrhunderte wurde die Torfschicht immer höher. Schilf und Binsen konnten weiter vordringen; die Wasserflächen wurden dadurch kleiner, die Pflanzendecke über dem vererdeten, schlammigen Wasser schloss sich immer mehr. Sie wurde fester und fester, endlich konnten darauf auch Bäume und Sträucher Fuß fassen. Mehrere tausend Jahre hatte das Bruch zu dieser Entwicklung gebraucht.

Das Torfmoos

Auf Weihern und Sümpfen des Bruches wuchs früher ein unscheinbares Moos, das Torfmoos. Es wird auch noch Edelweißmoos genannt, weil seine Äste sich ganz ähnlich verzweigen wie die Edelweißblüten. So unscheinbar es ist, so seltsam ist es auch!

Das Torfmoos wächst nicht im Boden, sondern auf dem Wasser. Es lebt vom Wasser und von dem, was es aus ihm herausziehen kann. Andere Pflanzen ernähren sich über ihre Wurzeln, unser Moos jedoch nicht, denn es hat gar keine! Seine Blättchen nehmen die Nährsalze direkt aus dem Wasser das es zwischen seinen feinen Zweigen festhält. Eine Hand voll von diesem Moos kann man ausdrücken wie einen Schwamm. Es wächst aber nur über dem Wasser weiter, während seine unteren Teile absterben. Sie sinken auf den Grund ab und bilden so im Laufe der Jahrtausende die Moostorfschichten. Dichte grüne, jedoch trügerische und schwankende Decken überziehen die Oberfläche und ersticken alles Leben im Wasser.

Torfstechen einst und jetzt

„Das Wasser sinkt, wir können mit dem Torfstechen beginnen“, sagten Hütschenhausener und andere Dörfler im Frühjahr und zogen ins Moor. Die meisten arbeiteten als Tagelöhner im Reichswaldgebrüch. Manches Jahr ging sogar die gesamte Gemeinde zur Arbeit in den Torflöchern.

Jede „Partie“ nahm sich einen Abschnitt vor. Zwei „Stecher“ hoben mit ihren Schaufeln zuerst die obere Rasenschicht ab und legten so den Torf frei. Dann stachen sie mit dem Spaten eine ca. 30 Zentimeter breite Bahn ab und hoben aus dieser mit dem Torfmesser jeweils zwei Stücke von etwa zwölf Zentimeter Dicke heraus. Sie hießen „Käse“ oder „Wäsem“, das Torfmesser „Kässtecher“. Fünf oder sechs „Drücker“ brachten auf Schubkarren den noch tropfnassen Torf zur Seite und setzten ihn zu lockeren Häufchen, je fünf und fünf, zum Trocknen zusammen.

Immer tiefer griff der Spaten, bis er nach einem Meter oder auch erst nach 2,5 Meter, auf die Lettenschicht stieß. Bei Spesbach wurde die Schicht manchmal erst bei 4,5 Meter erreicht. Nach sechs bis acht Wochen wurden die „Wäsem“ erstmals gewendet, damit sie durch und durch trocken konnten. Zum Schluss setzte man den Torf in Haufen zu 1000 Stück zusammen. So konnte der Förster die Ausbeute leichter zählen.

Im Herbst gab es in Landstuhl eine große Versteigerung. Mit Fuhrwerken wurden viele Millionen Stück Torf abtransportiert. Händler fuhrten in die Dörfer der Pfalz, besonders gern aber dorthin, wo es wenig Brennholz gab; denn der Torf diente ja zum Heizen.

Dann wurde die Kohle immer öfter als Brennmaterial genutzt. Niemand wollte mehr etwas vom staubigen Torf wissen. Das Torfstechen schief ein, kam aber nach dem Zweiten Weltkrieg kurzfristig wieder auf als die Kohle knapp war und der Kohlenklau umging. Bis in die Sechzigerjahre wurde Torf auch noch für medizinische Zwecke (Moorbäder) abgebaut. Heute besorgen sich nur einzelne Bauern auf ihren eigenen Flurstücken hin und wieder einen billigen Winterbrand.

Ganz ausgestorben ist das Torfstechen aber doch nicht. Nur dient der Torf jetzt nicht mehr zu Brennzwecken, sondern zur Bodenverbesserung. Zu Ballen gepresst kann man den Torfmüll in jeder Gärtnerei sitzen sehen.

Aus Bruchland wurden Wiesen und Äcker

Jahrtausende lag das Bruch unberührt. Es war ein Paradies für Vögel und Kleintiere, welche das Wasser liebten. Im dichten Schilf und Rohr fanden sie Unterschlupf. Auf den trockenen Erhöhungen, den Schachen, lebten Rehe, Hirsche und Wildschweine. Wenn strenger Frost den Boden hart gefrieren ließ, war es hier herrlich zu jagen. Wehe aber den Menschen, die in den anderen Jahreszeiten sich im Bruch verirrtten! An vielen Stellen befanden sich tiefe trügerische Torflöcher, die mit Moos und Gräsern bewachsen waren. Wer darüber gehen wollte, brach tief ein; gar mancher konnte sich nicht mehr selbst befreien und versank im Sumpf. Nach Jahrhunderten zufällig entdeckte Moorleichen zeugen noch heute davon.

Die Menschen mieden das unheimliche Gebiet und bauten Straßen und Dörfer auf den festen Boden nördlich und südlich des Bruches. Als ihre Siedlungen stets größer und Wege über das Bruch hinweg nötig wurden, half man sich mit Knüppeldämmen. Man baute mit Holzknüppeln Wege durch das Moor, so von Landstuhl nach Ramstein und von Hauptstuhl nach Hütschenhausen und Spesbach. „Spick“ nannte man solche Wege; so heißen sie auch heute noch, obwohl sie längst feste Straßen wurden, auf einem bis zu sieben Meter mächtigen Untergrund liegend.

Als die Bauern mehr Weideland brauchten, überlegten sie, wie man das Bruch zu Wiesen machen könne und begannen vor 200 Jahren tatsächlich damit. Entwässerungsgräben wurden gezogen, die großen Fischweiher abgezapft: Scheidelberger Woog, Ruppacher Weiher, Funkenwoog, der Weiher in der Auerhahnbalz, der Weiher an der Landstuhler Spick, der Schachenweiher und andere. Bruchbächen wurde ein gerades Bett gegraben, so dem Moorbach, der bei Ramstein entspringt, Hunds- und Floßbach, beide vom Einsiedlerbruch kommend, und dem Schwarzbach, der im Spesbacher Bruch seine Quelle hat. Auch der Glan wurde reguliert.

Die Entwässerungsgräben führten das Wasser hin zu den Bächen, diese brachten es zum Glan. Durch ihn floss es weiter zur Nahe, zum Rhein, zum Meer. Langsam senkte sich der Wasserspiegel der Moorniederung. Der Torf wurde gestochen und als wertvolles Heizmittel abgefahren. Die Sumpflöcher wurden zugeschüttet und auf den Torfmuß, der etwa 30 Zentimeter hoch liegen geblieben war, konnte Gras gepflanzt werden.

Heute sind die Torflager ausgebeutet, das Bruch ist Wiesen- und Ackerland. Ein großer Teil ist mit Wald bedeckt. Spaziergehen ist nicht mehr gefährlich. Sicher läuft man auf Feldwegen an Getreide-, Kartoffel- und Rübenäckern sowie den großen Wiesen vorbei. Fuhrwerke benutzen die Waldwege, Personen- und Lastkraftwagen beleben breite Straßen, die durch das Bruch ziehen. Eine Autobahn kommt von Kaiserslautern und stellt die Verbindung zum Saarland her. Gekreuzt wird sie im Spesbacher Bruch von einer anderen, die von der Südpfalz nach Luxemburg führt.

Rollbahnen wurden von den Amerikanern gebaut; ihre Militärflugzeuge können hier starten und landen. Die ganze Landschaft hat ihr Gesicht verändert. Das Bruch von ehemals ist verschwunden. Die Menschen haben es in 200 Jahren umgestaltet und für ihre Zwecke nutzbar gemacht.

Unser Bruch ändert sein Gesicht

Inmitten der Westpfälzer Moorniederung liegt unsere Heimatlandschaft. In zwei Jahrhunderten hat sie zweimal ihr Gesicht gewandelt. Noch vor 200 Jahren war hier ein großer See, der Scheidelberger Woog (Scheidenburger Wagh). Ein riesiger Damm bei der Schanzer Mühle südwestlich von Hütschenhausen staute das Glanwasser. Tausende Karpfen wurden alle paar Jahre in den Woog eingesetzt. Andere, wie die räuberischen Hechte, kamen von selbst. Wollte man den Woog ausfischen, so öffnete man die Schleuse am Damm. Das gab dann eine leckere Fastenspeise.

Versetzen wir uns im Geist 200 Jahre zurück. Wir stellen uns an einem Morgen auf eine Landzunge, die von der Sickinger Höhe in den Woog hineinragt. Eine uns fremde Tier- und Pflanzenwelt fesselt unsere Sinne.

Dichtes, mannshohes Schilf säumt sumpfiges Ufer, Wasserschwertlilien wiegen die Blüten im Morgenwind. Unter einigen Schwarzerlen stehen Spierstauden und verströmen ihren süßen Duft. Weiter wasserwärts bilden Seerosen einen dichten Teppich auf dem Wasserspiegel. Die Sonne hat die Blüten wachgeküsst, sie öffnen sich in blendendem Weiß.

Da kommt der großherzogliche Jäger durch den taufrischen Binsenrasen geschritten. Mit einem kernigen Fluch macht er seinem Zorn Luft. Haben ihm doch die verflixten Sickinger die Aalkästen und Netze geleert. Die frische Spur führt geradewegs in ihr Dorf. Aber er kann ihr nicht folgen; denn im „Ausland“ darf er keine Häuser durchsuchen.

Schsch! Dort stetzt ja auch der Schanzer Storch durch die Sümpfe. Einen fetten Frosch im roten Schnabel, schwingt er sich in die Morgenluft und fliegt mit ruhigem Flügelschlag seinem Horst auf dem Mühlendach zu.

Hundert Jahre später besuchen wir wieder das Bruch. Verschwunden ist die große Wasserfläche. In vielen Windungen schleicht der Glan durch Wiesen und Sümpfe. Hier ist er einige Meter breit und wiesbauntief, dort fließt er in schmalen Bett hell und klar über weißen Sand. Sumpfkrazdisteln recken die Blütenkörbe in die Höhe. Dort, wo in großen Mengen der schmalblättrige Rohrkolben das Ufer säumt, ist der nasse Boden stark zertreten. Hier waren die Dorfbuben gestern. Trotz stechender Schnaken und blutgieriger Egel holten sie sich die begehrten „Katzenschwänze“.

Unter dem freiliegenden Wurzelwerk alter Kopfweiden steht regungslos der gefräßige Hecht. Pfeilschnell schießt er jetzt vorwärts, und ein grüner Wasserfrosch verschwindet in seinem Maul. Für seine Vorfahren war im einstigen Scheidelberger Woog doch besser gesorgt; denn so ein feister Karpfen war doch bedeutend größer und wohlschmeckender.

Wir schreiten, um nasse Füße zu meiden, geschickt von einem Gras- und Moospolster zum andern hinüber zu einigen größeren Tümpeln. Es sind aufgefüllte Torflöcher früherer Jahre. Libellen schwirren in der Sommersonne und ein Grasfrosch springt in die braune Flut. Fleischfressende Pflanzen mit zierlichen Blattrosetten fesseln unser Auge. Rundblättriger Sonnentau saugt gerade einige nektarlüsterne Fliegen aus.

Im frischen Torfloch sitzen Bauer, Sohn und Tochter beim Imbiss. Die Arbeit hat sich heute gelohnt. In langen Reihen sind die nassen Torfkäse ausgebreitet, damit Wind und Sonne sie trocknen können. Da ist aufgeregtes Rufen zu hören. In der Nähe ist ein voll beladener Heuwagen bis an die Achsen im Moor eingebrochen. Die beiden Milch- und Fahrkühle legen sich mächtig ins Joch, das Fuhrwerk aber rührt sich nicht von der Stelle. Helfen wir dem schimpfenden Bäuerlein wieder auf festen Boden! Dann lockt uns der Kaffee nach Hause ins heimliche Dorf.

Wie sieht das Bruch heute aus? Es führt seinen Namen jetzt zu Unrecht. Man spricht nicht mehr vom Bruch, sondern nennt es Westpfälzische Moorniederung. In schnurgerader Linie durchfließt der Glan ein weites Wiesengelände. Es ist von Entwässerungsgräben und rotgelben Sandwegen durchschnitten. Autobahnen und Gleise der Ludwigsbahn sind wie mit dem Lineal gezogen. Ein Storchenpaar stolziert noch durch die überdüngten Wiesen. Es muss sich wohl mit magerer Kost begnügen. Kein Baum, keine Hecke bietet den Singvögeln einen sicheren Nistplatz. Keine Wildente, kein Wasserhuhn findet Nahrung und Schutz. Selbst das so erstklassige Hütschenhausener Trinkwasser ist mit Nitrat verseucht, zum Trinken und Kochen ungeeignet, sodass ein neuer Brunnen gebohrt werden musste. Kurzum: Ein einstiges Paradies ist verschwunden.

Die heute eintönige Bruchlandschaft bekommt wieder ein neues, ihr nun viertes Gesicht. Die Bahndämme werden mit Sträuchern bepflanzt, der Glan wird wieder im ursprünglichen Bett fließen, seine Ufer von Weiden umsäumt und die Wiesenwege von hellen Birken beschattet werden. Dann ist unser einst so geheimnisvolles und doch liebenswertes Bruch wieder eine reizvolle Landschaft, die Mensch und Tier erfreuen wird.

Der Buntsandstein

Wandern wir durch heimatliche Täler, sehen wir an den waldbedeckten Hängen rote Wunden klaffen, die Menschenhand geschlagen hat. Es sind verlassene Sandsteinbrüche. Um waagrechte Bänke sowie senkrechte Klüfte spielen Licht und Schatten. In der Abendsonne scheinen sie wie in ein Feuer getaucht. Roter Sand bedeckt die Wege und hält sie auch bei anhaltendem Regenwetter trocken und gangbar. Unter der Felswand sprudelt eine Quelle ihr klares Wasser hervor, das besonders begehrt ist, weil es wunderbar rein und weich ist. Der Buntsandstein ist ein feiner Filter, der Fremdkörper zurückhält und aus sich selbst keine Bestandteile herauslösen lässt. Er ist in unserer Gegend rein kieselig und enthält keinen Kalk. Die feinen Quarzkörnchen sind untereinander meist wieder kieselig verkittet und machen dann den Stein hart und doch durchlässig.

Den Bauer freut die Zusammensetzung des Buntsandsteins nicht. Oft ringt er diesem kargen Sandboden mühsam die spärliche Ernte ab. Nur dort, wo weiche und tonige Schichten zu Tage treten, ist der Boden dann auch feuchter und nährstoffreicher. Buntsandstein ist Waldboden. Auch das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands, der Pfälzer Wald, gründet auf ihm. Selbst die Mischwälder der Schachen, die sich südlich einer Linie Hütschenhausen, Spesbach und Ramstein sanft und flach aus dem Moor erheben, stehen auf dem Buntsandstein der oberen Lagen der sogenannten Trifelsschichten.

Auch noch nach 1945 gingen Bauwillige aus Hütschenhausen und den Nachbargemeinden im Winter in die umliegenden Sandsteinbrüche, um günstiges Baumaterial für ihre Wohnhäuser zu gewinnen. Sie wollten damit zumindest das Keller- und möglichst auch das Erdgeschoss aus heimischem Buntsandstein errichten. Dabei machten sie sich auch den Frost zu Nutze. In natürliche oder von Menschenhand gehauene Spalten und Löcher eingebrachtes Wasser froh über Nacht. Das sich bildende Eis dehnte sich aus und sprengte so ganze Blöcke vom Muttergestein ab. So wurde viel körperlich harte Arbeit gespart.

Heute ist roter Sandstein als Werkstein aus der Mode gekommen, das Leben in den Brüchen erloschen. Wenige Leute gewinnen noch Steinplatten, Tür- und Fenstereinfassungen. Mühl- und Schleifsteine sind, ebenso wie Grabsteine, nicht mehr gefragt. Man verwendet die leichten Kunststeine mit den gleichen Ausmaßen. So geht das Bauen schneller.

Die Dünen

Der Wind ist ein starker Geselle. Er dreht Windmühlenflügel, entwirzelt mächtige Bäume und hindert Radfahrer am Vorwärtskommen. Doch auch Lasten trägt er weit fort. Das sehen wir an den Dünen um Katzenbach; doch viele Leute wissen gar nicht, dass es bei uns Dünen gibt.

Vor etwa 10.000 bis 15.000 Jahren, am Ende der Eiszeit, entstanden die Dünen. An kahlen Hängen fand der Wind große Angriffsflächen. Feinste Körnchen wurden dort herausgeblasen, fortgetragen und an geschützten Stellen wieder abgelagert. Viele Güterzüge hätten tagelang zu fahren, um all den Sand wegzubringen, welchen der Wind, Körnchen um Körnchen, hier spielerisch zu sanften Hügeln zusammentrug.

Später wuchs Gras auf den Dünen, und die wenigsten Leute machten sich Gedanken darüber, wie die Hügel hierher gekommen waren. Dafür aber haben sie Sandgruben angelegt; denn diese Erhebungen enthalten einen gar feinen roten und gelben Sand, der für allerhand Zwecke verwendet werden kann. So wurde zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg der Sand zum Bau der Air Base Ramstein an der Straße von Spesbach nach Ramstein entnommen und mit einer Feldbahn zur Baustelle befördert. Beim Autobahnbau wurde in der nördlichen Katzenbacher Gemarkung der Sand abgebaut und noch heute betreibt dort, wenn auch an anderer Stelle, eine Baufirma ihre Sandgrube, die gerade erweitert wurde. Wer will, kann die Gruben besichtigen. Wenn der Wind heftig weht, dann fegt er die Wände ab, und es erscheinen hellere und dunklere Linien. Das sind die Schichten, die der Wind abgelagert hat. An manchen Stellen sieht man auch die Kreuzschichtungen, die dem Kenner verraten, dass der Wind beim Aufbau öfters die Richtung wechselte.

Der Reichswald

Von dem riesigen Königsforst im Herzen der Pfalz verblieb dem Reich zuletzt nur noch der „Reichswald“. Zuerst gehörte er dem König, dann dem Kurfürsten. Von 1794 - 1814 war er französischer Staatswald (forêt imperiale), heute gehört er der BRD. Er zieht sich zwischen den Eisenbahnlagen Kaiserslautern - Hauptstuhl und Otterbach - Reichenbach hin und liegt in der Hauptsache in der Westpfälzischen Moorniederung.

Die Karte zeigt, dass es außer Erzhütten und Dansenberg keine anderen Dörfer im Reichswald gibt! Doch liegen die meisten Randsiedlungen von Kaiserslautern auf Reichswaldboden: Belzappel, Lämmchesberg, Bahnheim, Lothringer Dell und Schlag, Vogelweh u. a. All die älteren Dörfer aber liegen am Rand des Waldes und des Bruches. Dort hatten sie das Recht auf Bau- und Brennholz, auf Weide und Streu im Reichswald.

Als die Dörfer immer größer wurden, mussten ihre Rechte eingeschränkt werden, sonst wäre vom Wald nichts mehr übrig geblieben. Sie einigten sich mit dem Staat, dass sie bei Hausbauten einen Zuschuss zu den Bauholzkosten erhalten, Gabholz zu verbilligten Preisen bekommen und schlossen sich zur neuen Reichswaldgenossenschaft zusammen, deren Vorsitzender Kaiserslauterns jeweiliger Oberbürgermeister ist.

An der Reichswaldgenossenschaft sind folgende Gemeinden beteiligt: Stadt Kaiserslautern sowie Stadt Ramstein, Hütschenhausen, Spesbach, Katzenbach, Nanzdietschweiler, Miesenbach, Mackenbach, Weilerbach, Niedermohr, Obermohr, Schrollbach, Weltersbach, Steinwenden, Kottweiler-Schwanden, Schwedelbach, Pörrbach, Erzenhausen, Eulenbis, Reuschbach, Rodenbach und Morlautern.

Der schönste Teil des Reichswaldes liegt südlich von Kaiserslautern. Er zieht sich bis Aschbacherhof und erreicht im Westen die Schopper Straße. Im Westen verschwindet der Reichswald immer mehr im Bruch. Häuser und Militäreinrichtungen schießen aus dem Boden. Motoren dröhnen; der zunehmende Ostwestverkehr auf Kaiserstraße und Autobahn steht keinen Augenblick still. Aber auch auf den Nordsüdverbindungen durch Reichswald und Bruch ist der Verkehr ständig im Steigen.

Der Reichswald war 1945 noch 6900 Hektar groß. Er schmolz mit der Zeit immer mehr zusammen. Der Reichswald setzt sich zusammen aus Wald, Wiesen und Gebrüch. Der Wald selbst liegt auf einer sanften Hügellandschaft 250 bis 300 Meter, das Gebrüch 220 bis 240 Meter über NN. Die Kiefer herrscht seit jeher vor. Auch Jungtannenzucht wird betrieben.

Die Reichswaldgemeinden lagen alle im alten Reichsland oder, wie die Leute sagten, „im Reich“. Der Reichswald war ein Teil des Reichslandes.

Naturschutzgebiete Geißweiher und Olenkorb

Im Bruch bestehen zwei Naturschutzgebiete: Geißweiher südlich vom Flugplatz auf Ramsteiner Gemarkung und Olenkorb beim gleichnamigen Staatsgut an der südlichen Hütschenhausener Gemarkungsgrenze. Da gibt's noch seltene Pflanzen und Tiere. Wer hier wandert, muss alles an seinem Platz lassen! Es ist verboten, etwas mitzunehmen.

Für gefiederte Freunde ist das Bruch ein wahres Paradies. Ganz vertraut ist der Kuckuck. Jäh schießt der Turmfalke vorbei, der Bussard kreist ruhig überm Land. Versteckt zwischen Schilf und Binsen brütet neben der Stockente noch die kleinere Knäck- oder Krickente. Ab und zu steht ein stolzer Graureiher im Wasser. Die Bekassine lässt ihr eigenartiges Meckern hören, das ihr den Namen „Himmelsziege“ eingebracht hat. Der Volksmund nennt sie auch „Hawwergäas“. Auf einer Wiese stolziert der Storch und sucht mit seinem roten Schnabel nach Fröschen.

Allerlei Falter und Libellen fühlen sich wohl hier. Unter ihnen sind viele Arten, die nur im Bruch vorkommen. Ringelnattern, Blindschleichen und Eidechsen sind häufig. Frösche aller Art gibt es in Hülle und Fülle.

Wer nach seltenen Pflanzen sucht, findet weit verbreitet das Sumpf- und Torfmoos. Trügerisch täuscht es mit seinen Polstern festen Grund vor, wo doch nur tiefer Sumpf ist. Im Frühling erfreut die Moosbeere mit ihren weißen Blütensternen, während die säuerlichen Beeren im Herbst wie rote Korallen auf Moospolstern leuchten. Eine der schönsten Pflanzen im Bruch ist die Rosmarinheide mit ihren weißen Blüten dolden. Leider wird sie immer seltener. Im Sommer blühen das rostbraune Goldhabichtskraut und die gelbe Arnika. Als letzte und schönste Gabe des Sommers erblüht im Moor in wundervollem Blau der Enzian.

Einzigartig sind fleischfressende Pflanzen; an versteckten Stellen findet man den Sonnentau. Setzt sich ein Insekt darauf, bleibt es am zähen, klebrigen Schleim hängen. Dann schließt sich auch schon das Blatt, das Tierchen ist gefangen und wird nun von der Pflanze ausgesaugt.

Ein so ausgedehntes, unbesiedeltes Gebiet wie das Bruch war Jagdgebiet für Jäger und Fischer. Sie mussten aber die gefährlichen Stellen kennen. Gehegt und gepflegt wurden Hirsche, Rehe, Wildschweine, Wildpferde. Es gab Auerhähne, Wildenten, Wildgänse, Schnepfen, Kiebitze und zahlreiche Fische in den Wögen. Häufig kam der Aal vor, der dem Olenkorb den Namen gab. Der Olenkorb (Aalkorb) war damals ein Aalfangerät.

Wer mit wachen Sinnen durch diese Naturschutzgebiete geht, wird das Moor lieb gewinnen. Es ist eine wundersame, geheimnisvolle Welt!

Teil 3

Im Bruch, ums Bruch und ums Bruch herum

Allerhand über Entstehung,
Geographie, torfwirtschaftliche Nutzung,
Genossenschaftswesen
und charakteristische Tierarten

Ein geordnetes Sammelsurium
von Zufallsfunden in Bücherregal und Internet,
zusammengetragen und aufbereitet
von Gerd Steigner

Die Entstehung der Westpfälzischen Moorniederung

Auszüge aus „Einführung in die Geologie der Pfalz“
von Ludwig Spuhler, 1957

Von den Pfälzer Landschaften hat die Moorniederung, trotz der geringen Ausdehnung, die meiste Literatur veranlasst. Sie erregte also schon frühzeitig das Interesse der Wissenschaftler. Worum handelt es sich?

Von Göllheim bis Homburg wird die vorderste, also unterste Stufe des Pfälzischen Stufenlandes von einer Hohlform begleitet, einer allem Anschein nach weitgedehnten Ausräumungsmulde von wechselnder Breite (durchschnittlich 2 Kilometer) und 90 Kilometer Länge. In west-östlicher Richtung ist sie deutlich in vier Teile gegliedert. Das am weitesten im Osten liegende Stück ist in das Oberrotliegende eingeschnitten und reicht von Marnheim bis Langmeil. Dieser Muldenteil fällt flach nach Osten ein und wird von Börrstadt an nach der Pfrimm hin entwässert. Nach Westen zu reicht die Langmeiler Senke über Lohnsfeld hinaus und bildet um diesen Ort ein kleines Becken, das zur Alsenz sein Wasser abgibt.

Von Potzbach an verschwindet die Mulde, da die Stufe des Unteren Buntsandsteins weit nach Norden bis nach Schneckenhausen vorspringt. Diese verliert allerdings hier ihren Charakter als Landstufe und stellt eine flachgewellte Hochfläche dar. Erst bei Kaiserslautern tritt die Hohlform wieder deutlich in Erscheinung.

Bei der Vogelweh beginnt die eigentliche Westpfälzische Moorniederung, das vermoorte Gebiet, und zieht sich als zusammenhängende Moorfläche bis Bruchmühlbach. Bei diesem Ort springt von Norden her ein Zipfel Trifelssandstein nach Süden vor und engt das Moor ein. Nur in diesem Teil haben wir es mit einem Übergangsmoor zu tun, das aber wiederum infolge des ungleichmäßigen Untergrundes in verschieden tiefe, kleinere Becken zerfällt. Einzelne Inseln, Schachen genannt, aus Hauptbuntsandstein tauchen, hauptsächlich bei Hütschenhausen und Spesbach, darin auf. Ihre Längserstreckung zieht von Westen nach Osten. Auch der Rand des Moores ist uneinheitlich. Dem fest geschlossenen Südrand steht eine in Inseln aufgelöste Nordumrandung gegenüber. Heute ist der Charakter dieser Landschaft als Moor infolge der wiederholten Trockenlegungen, Absenkungen des Wasserspiegels, weitgehend verschwunden.

Die Entwässerung erfolgt in der Hauptsache durch den Moorbach, dem von allen Seiten in breiten und schnurgeraden Entwässerungsgräben das dunkelbraune Moorwasser zugeführt wird. Die allgemeine Zufuhr von

Wasser in die Moorniederung erfolgt, abgesehen von Niederschlägen, im wesentlichen durch starke Quellen am Südrande, die anscheinend über Niveau abfließen können, wie an verschiedenen Stellen durch Versuche nachgewiesen wurde. Es handelt sich also um Auftriebswasser von der Sickingen Höhe her. Was den Aufbau des Moores anbelangt, so scheint er überall gleich zu sein. Unmittelbar unter dem Torf, der bei Spesbach mit fünf Meter seine größte Mächtigkeit erreicht, liegt weißer Glassand von geringer Mächtigkeit, der auf Unterem Buntsandstein ruht. Mit diesem weißen Sand legten früher die Bewohner der umliegenden Ortschaften ihre Stuben aus und erneuerten ihn nur zu besonderen Feiertagen. Der Sandstein ist ebenfalls an der Anreicherung des Wassers im Untergrund beteiligt, da er als der bedeutendste Wasserstauer der Pfalz gilt.

Von Bruchmühlbach an, von wo die Niederung sichelförmig gekrümmt nach Homburg zieht, ändert sich der Charakter der Moorniederung auf einmal total. An die Stelle der breiten zusammenhängenden Moorfläche treten nun langgestreckte versumpfte und vermoorte Täler heutiger oder ehemaliger Wasserläufe. Diese Änderung steht vermutlich in Beziehung zu der hier durchstreichenden herzynisch gerichteten Verwerfung. Von jetzt fließen die Gewässer nach Westen zur Blies. Im vorhergehenden Raum nimmt der Glan das gesamte Wasser auf und führt es in einem eigenartigen Durchbruchstal nach Norden; eigenartig deshalb, weil er am Stufenrand seine West-Ost-Richtung ändert. Dabei schneidet er bei Hütschenhausen die Rinne der Moorniederung im rechten Winkel und fließt plötzlich fast entgegengesetzt zu seinem Oberlauf. Von Gries an folgt er dem Sattelrande, durchbricht westlich Niedermohr den Pfälzer Sattel und fließt dann nach Norden weiter. Diese Eigenart des Glans wird noch dadurch unterstrichen, daß unterhalb von Waldmohr eine breite Schotterfläche mit völlig reingewaschenen, gelb gefärbten fremdartigen Schottern bis etwa Kindskopfgröße durchschnitten wird. Die Schotter erreichen hier eine Mächtigkeit von vier Meter, ohne daß das Liegende erschlossen ist. Schotter von ähnlicher Ausdehnung und Beschaffenheit treten in diesem ganzen westlichen Raum des Bruches auf und wurden von Leppla (1886) eingehend untersucht.

Der Forscher baute auf dieser Grundlage seine Theorie auf, wonach ein mächtiger Strom von Westen her in östlicher Richtung die Senke durchfloss und über das heutige Lautertal seinen Weg nach Norden nahm. Die steile Stufe im Süden der Moorniederung wäre das eine Ufer gewesen. Nur fehlen hier die Zeugen, die Gerölle eines solch mächtigen Wasserlaufes. Kleine Schuttanhäufungen der Stufenrandbäche mit ortsnahen Geschieben können diese Rolle keinesfalls übernehmen. Nur ein einziges Schottervorkommen ähnlicher Art, jedoch von bedeutend geringerer Ausdehnung, liegt südlich Bechhofen am Kirrbach, also tief in der Rand-

zone, fünf Kilometer vom heutigen Stufenrand entfernt. Es kann daher nicht gut mit den altertümlichen Schottern des Westrandes in Zusammenhang gebracht werden. Man muß aber trotz alledem zugeben, daß die Größe der Gerölle, wie Leppla 1886 beobachtet hat, eindeutig von Westen nach Osten abnimmt.

Außer den Schottern von Bechhofen finden wir an verschiedenen Stellen, vor allem bei Bann und Stelzenberg, Gerölle, die mit den heutigen Bächen nicht zusammenhängen können. Ob es sich wirklich um Ablagerungen des fließenden Wassers und nicht doch um Reste einer zerstörten Decke handelt, bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Diese Karneole und Quarzgerölle auf der Landterrasse brachten Löffler (1929) zu der Ansicht, dass ursprünglich die noch nicht ganz ausgeräumte Moorniederung von Wasserläufen in nord-südlicher Richtung gekreuzt wurde.

Zu diesen beiden Theorien waren im Laufe der Zeit noch eine ganze Anzahl anderer gekommen, die aber nicht zu beweisen waren und auf die deshalb nicht näher eingegangen wird. Spuhler fährt nach seiner Anführung der Theorien in geschichtlicher Reihenfolge fort:

Hier knüpfen nun die neueren Forschungen an, indem sie durch die Ausarbeitung von Streichkurvenkarten genaue Unterlagen schaffen. Bei der Herstellung dieser Karten nimmt man einen geologischen Horizont an, der möglichst das ganze in Frage kommende Gebiet überzieht. Buch verwendete die Grenze vom Muschelkalk zum Buntsandstein.

Da aber die Überflutung der Pfalz durch das Muschelkalkmeer keine an allen Punkten gleichzeitige war, sondern nur ganz allmählich von Osten nach Westen vordrang, so ist streng genommen diese Bezugsfläche nur für die schmalen Zonen gültig. Im Westen bildete sich immer noch Buntsandstein, als am heutigen Haardtrande bereits die Brandung des Meeres tobte. Das Muschelkalkmeer war jedoch flach, entsprach mehr unserem Wattenmeer, so daß die Fehler nicht groß sein können.

Von größerer Sicherheit wäre ein mariner Horizont gewesen, z. B.: der Horizont der Schaumkalkbänke. Alle Punkte in gleichem Abstand unter der Bezugsfläche werden durch Höhenlinien verbunden, daraus ergibt sich schließlich die Streichkurvenkarte. Überall wird so die ehemalige Landschaft zur Zeit der Grenze vom Buntsandstein zum Muschelkalk wiederhergestellt. Sie hat inzwischen durch Bewegungen des Bodens, Verwerfungen, Kippungen u. dgl. allerhand Veränderungen erfahren, die sich aus einer solchen Streichkurvenkarte unschwer ablesen lassen.

Auch junge Krustenbewegungen machen sich bemerkbar und können in den Gefällsänderungen der Bäche nachgeprüft werden. Georg Wagner hat diese Arbeitsweise zu einem meisterlichen Instrument entwickelt.

Für die Westpfälzische Moorniederung kommt nun Buch (1938) zu folgenden Ergebnissen:

Die Schichten fallen im Norden und Westen mit 3° bis 5° nach Südosten ein. Am Südrand des Bruches beträgt dieses Einfallen immer noch 3° . Das verhältnismäßig starke Schichtfallen wurde durch eine junge Hebung des Nordrandes im Sinne einer Kippung verursacht. Dadurch konnten die Stufen rasch nach Süden wanderten. Die Vermoorung wurde durch den Gesteinsunterschied in den Schichten des Mittleren Buntsandsteins und durch junge Krustenbewegungen weiter im Norden, die einen gewissen Wasserstau im Untergrunde bewirkten, verursacht.

Zusammenfassung

An der Entstehung der Moorniederung war (seit frühesten Veröffentlichungen über dieses Gebiet) in den Augen der Forscher das fließende Wasser maßgeblich beteiligt, sei es als Strom, der das ganze Gebiet ausräumte, sei es als Saumtalgewässer einer Stufenlandschaft, deren Stufen weiter nach Süden zurückwanderten. Früh schon tauchte der Gedanke auf, dass die Tektonik ebenfalls eine Rolle dabei spielen müsse, nicht im Sinne einer ausgesprochenen Bruchstufe entlang einer Verwerfung wie beim Rheintalgraben, sondern einer Verbiegung oder Kippung am heutigen Stufenrand (begleitet von Störungen geringer Sprunghöhe), oder weiter nördlich an der Auflagerungsfläche auf dem Rotliegenden, mit dieser zusammen. Diese Stufe kann man also tatsächlich nur als Abtragungsstufe einer Stufenlandschaft, als Landstufe, betrachten. Die Vermoorung erfolgte auf unebenem Untergrunde. Nur bleibt in der Zukunft nachzuweisen, ob sie in einem alten Flußbett stattfand. Der wasserundurchlässige und deshalb stauende Untere Buntsandstein im Untergrunde spielt dabei auch eine entscheidende Rolle.

In einen größeren Zusammenhang hat Herchenröther (1935) dieses Problem der Moorniederung hineingestellt, indem er das Nordpfälzische Bergland als Skulpturlandschaft und Rumpfebene, mit der Pfälzischen Stufenlandschaft als einer Strukturlandschaft in genetische Beziehung setzte. Die Herausbildung der beiden Landschaften verfolgte er seit dem endgültigen Auftauchen der Pfalz aus dem Kreidemeer bis heute. Nach seinen Untersuchungen lagen die beiden Stufen der Karlstalfelszone und der Karneolzone im Oberoligozän etwa 3,5 bis 1,7 Kilometer weiter nach Norden zu als heute. Die Hohlform der Moorniederung ist also nur der Zurückwanderung dieser beiden Stufen zuzuschreiben. Sie begann im Oberoligozän. Damit ist es jedoch unmöglich, die geologische Entwicklungsgeschichte der Moorniederung für sich allein zu betrachten. Sie spielt in der Geschichte der Pfalz eine geringe Rolle und kann deshalb nur im Rahmen einer Gesamtentwicklung geklärt werden.

Als im Bruch noch Torf gestochen wurde

Redaktionell überarbeitete Internetpublikation von Karl Mitschang

Anlässlich der Einweihung der „Torfstecherhütte“ beim Moordamm (an der alten Verbindungsstraße von Kindsbach nach Ramstein) referierte der Reichswaldbevollmächtigte Wilhelm Bußer, Ramstein, über die torfwirtschaftliche Nutzung im Reichswaldgebrüch und führte aus:

Wegen der überall herrschenden Brennholznot im Jahre 1780 erlaubte die kurpfälzische Regierung den Reichswaldgemeinden „aus besonderer höchster Gnade“ den kostenlosen Torfstich im Bruch und überließ das beim Stechen und den Kulturarbeiten anfallende Stockholz (Wurzeln) reichswaldberechtigten Bürgern. Dabei bekam jede einzelne Gemeinde ihre eigene Stichfläche zugeteilt. Die zugewiesenen Austorfungsflächen wurden nach den zugeteilten Orten benannt, wie z. B. Ramsteiner Stück, Hütschenhausener Stück, Spesbacher Stück, Katzenbacher Stück, etc.

Das jährliche Stichquantum an Torf ist bereits Mitte des 18. Jahrhunderts als Übernutzung angesehen worden und wurde in den folgenden Jahren bewusst gemindert, wobei man folgende Erwägung zugrunde legte:

Die Torfvorräte reichen unter Beibehaltung der jährlichen Stichmengen nur noch zirka 30 Jahre aus. Danach stehen keine Torfvorräte mehr zur Verfügung. Um nun ein plötzliches Ausgehen dieses in den westlichen Reichswaldgemeinden sehr beliebten und geschätzten Brennmaterials zu verhindern, sollen die Abnehmer ganz unmerklich der Torfnutzung entwöhnt und zum Bezug von anderen Brennmaterialien (Kohle) aus den naheliegenden Zechen des Saargebietes veranlasst werden.

Die Torfausbeute des 18. Jahrhunderts wurde nach aktenmäßiger Erfassung auf zirka 70.000 Haufen zu je 1.000 Stück geschätzt. Beginn und Ende des jährlichen Torfstiches, ebenso wie die Abfuhrzeiten, waren besonders festgelegt und durften nicht umgangen werden.

In der französischen Zeit wurde der Torfstich willkürlich und raubbaumäßig betrieben. Das änderte sich erst nach dem Friedensschluss von Lünneville im Jahre 1801. Erst in den letzten Jahren der französischen Herrschaft wurde der Torfstich endlich etwas strenger geregelt und erbrachte durchschnittlich etwa 15,4 Millionen Stück Torf pro Jahr.

Trotz der stetigen Minderung des jährlichen Stichquantums verblieb der Forstverwaltung ein hoher Reingewinn. Das verringerte Stichquantum hatte die Torfpreise zum Steigen gebracht, was mit der seinerzeitigen allgemeinen Preissteigerung aller Brennmaterialien einerseits, andererseits mit den günstigen Abfuhrverhältnissen (Bau von Schotterstraßen vom Abfallschotter des Wackenbergs) in Verbindung stand.

Im Jahre 1808 stellten erstmals die Forstmeister Rettig und Dressler in der „Description topographique de la Forêt Imperiale dite Reichswald“ einen Torfnutzungsplan auf. Die Gesamtaustorfungsfläche wurde mit rund 815 Hektar angegeben. Nach damaliger Ansicht war reiner Torfboden der Waldkultur abträglich, darum sollte ein Großteil der Fläche in ihrem Charakter belassen und zur Torfnachzucht bestimmt werden.

Dieser Nutzungsplan sah einen hundertjährigen Umtrieb vor, mit einer jährlichen Abtorfungsfläche von rund acht Hektar und 15 Millionen Stück Torfziegel. Da der Bedarf der Reichswaldgenossen jährlich zirka 7,5 Millionen Stück betrug, wurde der Rest verkauft.

Die hundertjährige Umtriebsperiode der Torfnutzung wurde 1841 aufgegeben, nachdem Kreisforstinspektor Martin die Unhaltbarkeit der Nachzuchttheorie nachgewiesen hatte. Er schlug den restlosen Abbau der Torflager und die landwirtschaftliche Nutzung der abtorften Teile vor. Bis zum Jahre 1831 waren bereits 289 Hektar ausgetorft.

Die Torfnutzung im Reichswaldgebrüch erlebte von 1850 bis 1859 ihren Höhepunkt. Die jährliche Ausbeute betrug zirka 34 Millionen Torfziegel und 15.000 bis 18.000 Fuhren Torf wurden im Herbst zur Brennmaterialbevorratung abgefahren. Tausende von Menschen aus den umliegenden Dörfern fanden während der Sommermonate Beschäftigung im Bruch.

Mitte des 19. Jahrhunderts bahnte sich für die Dörfer am Rande des Bruches ein grundlegender Umschwung an. Verursacher war der den ganzen Südrand des Bruches berührende Bau der Eisenbahnlinie von Ludwigshafen nach Bexbach („Ludwigsbahn“) in den 1840er-Jahren, und die Erschließung der Steinkohlereviere im Saargebiet. Für die Bruchranddörfer hatte der Bahnbau von Landstuhl nach Kusel den wirtschaftlichen Anschluß an das Saarkohlerevier gebracht.

Bahn- und Bergbau verringerten das Angebot an Arbeitskräften für den Torfstich. Die Akkordsätze der verbliebenen Torfstecher stiegen dadurch zwangsläufig, die Einnahmen aber gingen zurück. Hütschenhausen, ein ehemals fast ganz landwirtschaftlich orientierter und auf Nutzungen im Reichswald und Gebrüch angewiesener Ort, entwickelte sich mehr und mehr zum Bergarbeiterdorf, in dem schon der Anfall von Deputatkohle den Bedarf an Torfbrand verringerte.

Ähnlich änderten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in den anderen nutzungsberechtigten Gemeinden im Bereich des Reichswaldgebrüches. Die absolute Torfproduktion ging langsam aber stetig zurück, um nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal einen Höhepunkt zu erreichen, als die Kohleförderung in den Saargruben noch nicht perfekt funktionierte, die Kohle deshalb als Heizmaterial sehr rar war und der Kohlenklau allerorts umging. Die Torfproduktion endete 1951 endgültig.

Das Reichswaldgebrüch

Redaktionell überarbeitete wikipedia-Internetpublikation

Reichswaldgebrüch heißen Areale der Westpfälzer Moorniederung, an denen die Reichswaldgenossenschaft uralte Nutzungsrechte hütet. Dazu gehören Torfabbauflächen in den Gemarkungen von Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach. Benannt werden sie mit Spesbacher Bruch, Scheidelberger Woog, Olenkorb, Stebelbruch und Schlangenbruch.

Die Westpfälzische Moorniederung erstreckt sich auf 200 Meter Seehöhe als Senke von ca. sieben Kilometer Breite und 30 Kilometer Länge von Waldmohr im Südwesten über Bruchmühlbach-Miesau, Hütschenhausen und Kindsbach bis nach Kaiserslautern im Nordosten. Im Norden begrenzt sie das Nordpfälzer Bergland. Im Süden dagegen bildet die Sickinger Höhe eine sehr deutliche Bruchkante von etwa 200 Meter Höhenunterschied. Das Gebiet wird hauptsächlich vom Glan (Westteil) und dem 20 Kilometer langen Moorbach (Mittelteil) entwässert, der südlich der Moordammühle entspringt und bei Niedermohr in den Glan mündet. Die Bäche im äußersten Osten fließen der Waldlauter zu.

Ursprünglich stellte das Bruch, wie schon der Name sagt, eine Moorniederung dar. Noch um das Jahr 1800 war das Gebiet wegen seiner ausgedehnten Sümpfe beinahe unzugänglich, man konnte es nur über Knüppeldämme durchqueren. Und während des Frühjahrshochwassers entstanden oft sogar weite Wasserflächen, welche die Verwendung von Booten erforderlich machten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde mit der Torfgewinnung begonnen. Heute ist das Moor längst ausgetorft.

Torfgewinnung und diverse Baumaßnahmen im Bruch und an seinem Rand senkten den Grundwasserspiegel stark ab. Als Folge präsentiert es sich, obwohl im Luv des im Osten gelegenen Pfälzer Waldes ausgiebig mit Niederschlägen versorgt, als trockene Ebene. Eine Ausnahme bildet der Ohmbachstausee, der anfangs einmal als Überschwemmungsraum gedacht war, jetzt aber nur noch Freizeitwecken dient.

Ein acht Hektar großes Gebiet bei Kindsbach (Gemarkung Ramstein), den Geisweiher, hat man seit Anfang des 19. Jahrhunderts versucht, als Urlandschaft erhalten. Dort hat sich seither ein Biotop entwickelt, das Pflanzen, Amphibien und Vögeln Lebensraum bietet, die auf steigende und fallende Wasserstände im Takt der Jahreszeiten angewiesen sind. Im Naturschutzgebiet Geisweiher findet sich eine vielfältige Flora, u. a. auch der Sonnentau, eine fleischfressende Pflanze.

Neben dem Geisweiher gibt es im Bruch eine Zahl weiterer Natur- und Landschaftsschutzgebiete, außerdem wurde das gesamte Areal (unter

Aussparung von Militärflächen) von der Europäischen Union als FFH-Gebiet der Natura-2000-Richtlinie unter Schutz gestellt. Schutzzweck ist die Erhaltung sowie Entwicklung der verbliebenen Röhrichtbestände, Bruchwälder, Seggenriede sowie anderer Feuchtbiotope.

Charakteristische Tierarten im Bruch sind, neben vielen anderen Arten, besonders der Graureiher (derzeit einzige Brutkolonie in der Westpfalz), der wieder angesiedelte Weißstorch, die Wasserralle, Teichralle, Kiebitz, Stockente, Rohrammer, Teichrohrsänger und Eisvogel. Säugetiere wie Wildschwein, Reh, Feldhase, Iltis, Rotfuchs, Bisamratte, Schermaus und Wasserspitzmaus kommen, zum Teil in großer Zahl, vor.

Zur Entstehung eines Moores braucht es folgende Bedingungen: Das Gebiet muss niederschlagsreich mit hoher Luftfeuchte sein, der Boden eine wasserstauende Schicht haben, die Produktion an Pflanzensubstanz die durch Zersetzung verlorengegangene übertreffen. Es muss immer mehr nachwachsen, als abstirbt. Und als Letztes darf das Gebiet, in dem ein Moor entstehen soll, nicht beschattet sein.

Das Reichswaldgebrüch besteht aus einer Vielzahl von Niedermooren, von denen einige anfangs benannt wurden. Diese bilden sich in Senken, Flussniederungen, Mulden, an Hängen bei Quellaustritten oder können auch verlandete Seeflächen sein (Olenkorb). Sie wachsen meistens nur geringfügig in die Höhe und werden bis an die Mooroberfläche von mehr oder weniger nährstoffreichem Grund-, Quell- oder Sickerwasser durchsetzt. Ihre Vegetation ist artenreich und besteht hauptsächlich aus Schilfgräsern, Binsen, Sauergräsern und Moosen (Torfmoos).

Im Reichswaldgebrüch abgebauter Torf wurde anfangs als Heizmaterial verwendet. Die entstandene Asche wurde von den Bauern als Dünger auf die Äcker verteilt. Üblich war auch, getrockneten Torf als Baustoff zum Hausbau zu verwenden. Um 1880 wurde Torf auch zur Feuerung in der Eisen- und Stahlindustrie sowie als Streu in den Viehställen oder als Bindemittel verwendet. Heute wird der Torf in der Regel nur noch im Garten- und Landschaftsbau als Bodenverbesserer verwendet, bzw. für medizinische Heilzwecke genutzt (Moorbäder).

Die Reichswaldgebrüche sind als nasse Landschaftselemente für die Landwirtschaft als schwierige Standorte anzusehen. Dennoch hat man stets versucht, sie zu nutzen, indem man die Standorte unter zum Teil schwersten Bedingungen entwässert hat. Die ersten Moorkultivierungen wurden bereits im frühen Mittelalter durchgeführt, fanden jedoch mit dem Dreißigjährigen Krieg wieder ein Ende. Erst durch die allmähliche Wirtschaftsentwicklung im 17. und 18. Jahrhundert setzte wieder eine verstärkte landwirtschaftliche Tätigkeit ein, wobei auch weitreichende Niedermoorgebiete genutzt wurden.

Die Reichswaldgenossenschaft

Selbstdarstellung der RWG auf ihrer Homepage

Die Reichswaldgenossenschaft sieht sich als die Hüterin der uralten Nutzungsrechte am Reichswald. Dies ist ein zirka 5.000 Hektar großer Staatswald in und um Kaiserslautern. Durch Vergleich vom 3. September 1839 zwischen dem damaligen Königreich Bayern sowie den reichswaldberechtigten Gemeinden wurden die seit Jahrhunderten gepflegten Berechtigungen vereinbart. Sie haben bis heute noch Bestand.

So darf beispielsweise das Land Rheinland-Pfalz, heutiger Eigentümer des Reichswaldes, ohne die Zustimmung der Reichswaldgenossenschaft keine Nutzungsänderung vornehmen oder Gelände veräußern.

Auf die Bewirtschaftung des Waldes hat die Reichswaldgenossenschaft selbst keinen Einfluss. Diese nimmt die Landesforstverwaltung vor. Die Reichswaldgenossenschaft ist aber zur Hälfte am Wirtschaftsergebnis des Reichswaldes beteiligt. Aufgrund der angespannten Lage auf dem Holzmarkt führte dies in der letzten Zeit eigentlich nur zu Zuzahlungen zum Haushaltsfehlbetrag.

Die Reichswaldgemeinden sind die Stadt Kaiserslautern, und zwar nur der Kernstadtbereich mit dem Stadtteil Morlautern, die Stadt Ramstein-Miesenbach, die Ortsgemeinden Hütschenhausen, Niedermohr, Steinwenden, Weilerbach, Erzenhausen, Eulenbis, Kottweiler-Schwanden, Mackenbach, Rodenbach, Schwedelbach, sowie der ehemalige Ortsteil Nanzdiesweiler der Gemeinde Nanzdietschweiler.

Seit 1982 hat die Reichswaldgenossenschaft den Reichswaldgemeinden insgesamt 67 Millionen D-Mark gezahlt. Die Mittel werden mit der Zweckbindung, dass sie ausschließlich zum Wohle aller Einwohner verwendet werden müssen, übergeben. So ist eine Verwendung zum Haushaltsausgleich nicht gestattet.

Der Scheidenberger Woog

Redaktionell überarbeitete westpfalz-journal-Internetpublikation

Das Naturschutzgebiet Scheidenberger Woog gehört als Teil der Hütschenhausener Gemarkung zum Zentrabereich der sich von Homburg bis nach Kaiserslautern erstreckenden Westpfälzischen Moorniederung. Als größte zusammenhängende Nasswiesenfläche der Pfalz wird dieses Naturschutzgebiet im Süden begrenzt von der Sickinger Höhe und im Norden vom Nordpfälzer Bergland. Es bietet heute durch extensive

Bewirtschaftung seiner Grünflächen eine bemerkenswerte Artenvielfalt und ist Rastplatz für durchziehende Vögel und als Brutgebiet von sehr großer Bedeutung. Wenige noch vorhandene Moorbereiche beherbergen hoch-spezialisierte Arten, die nur noch hier vorkommen.

Seit Urzeiten war dieses Gebiet eine unzugängliche Sumpflandschaft. Moore hatten sich nach der letzten Eiszeit, über Jahrtausende hinweg, in dieser Bruchlandschaft gebildet. Um im frühen Mittelalter das unwegsame, siedlungsfeindliche Land agrarwirtschaftlich zu nutzen, wurde der Scheidenberger Woog zur Fischzucht angelegt. Im Jahre 1455 wurde er erstmals erwähnt. Auf den alten Landkarten war der See zwar nicht maßstäblich eingezeichnet, aber durch die besondere Größe wurde seine Bedeutung in damaliger Zeit betont.

Woher der Name Scheidenberg kommt, liegt im Unklaren. Man nimmt an, dass damit die Anhöhe zwischen der heutigen Schanzermühle und Miesau gemeint ist. Diese halbinselartig vorspringende Bodenschwelle teilt das Glan- vom Kohlbachtal. Als „Scheid“ hatte man früher auch die damals vorhandene Territorialgrenze zwischen dem sickingischen Amt Landstuhl und dem kurpfälzischen Amt Kübelberg bezeichnet.

Im Jahre 1540 wurde der Damm, auf dessen Resten heute die Straße von Hütschenhausen nach Miesau verläuft, durch kurpfälzische Beamte als Repressalie gegen die Übergriffe Franz von Sickingens im Oberamt Lautern erhöht und das Wasser auf solche Weise aufgestaut, dass große Teile der sickingischen Wiesen „gänzlich überschwemmt und ertränkt“ wurden. Erst ein paar Jahre später wurde durch einen Vertrag zwischen der Kurpfalz und Sickingen vereinbart, den Woog wieder auf seinen früheren Umfang zu bringen.

Im Jahre 1600 wird berichtet, dass der See im Herbst mit 1200 Karpfen besetzt wurde und der Scheidenberger Woog der „oberst Hauptwoog im ganzen Amt Lautern“ war. Fischzucht galt in dieser Zeit als wichtige Ernährungskomponente. 1604 gab es nicht weniger als 14 kurfürstliche Hauptfischweiher, zu deren Besatz acht Forellen-, 36 Speis- und 14 Laichweiher dienten. Hinzu kamen noch die privaten Weiher, deren Zahl in die Hunderte ging. Das Kloster Otterberg soll allein 365 Weiher besessen haben. 1616 wurde der Scheidenberger Woog abgelassen und die sich daraus entwickelte Wiese für 300 Gulden versteigert.

Dann kam der Dreißigjährige Krieg und wütete so heftig, dass unsere Gegend fast menschenleer wurde. 1683 lag der Woog noch öde und verwildert da, aber 1711 war er wieder gefüllt. Das Bruch soll einem großen See geglichen haben, aus dem nur vereinzelte Inseln, die Schachen, herausragten. Doch der Wiesenbau war einträglicher als die Teichwirtschaft und der Scheidenberger Woog wurde endgültig abge-

lassen, was dann auch prompt zu Grenzstreitigkeiten führte, weil die Besitzverhältnisse sehr kompliziert waren. Zur Hälfte gehörte der Woog zum Gericht Ramstein, der südliche Ausläufer war zum Amt Landstuhl gehörig und sickingisches Gebiet. Im äußersten Südwesten stieß er an Pfalz-Zweibrücken, während sein Westufer vom kurpfälzischen Amt Kübelberg begrenzt war. Solange der See aufgestaut war, konnte keine exakte Abgrenzung stattfinden, jedoch mit seiner Trockenlegung wurde es anders. Jeder wollte ein möglichst großes Stück der neu entstandenen Wiesenfläche und endlose Streitereien begannen.

Die Schlichtung brachte erst Vizekammerdirektor Wernher in Homburg. Ab dem Jahre 1770 hat der Scheidenberger Woog endgültig aufgehört zu bestehen. Heute zeugt nur noch ein Flurname von seinem einstmaligen Vorhandensein. Wenn nach starken Regenfällen der Glan wieder einmal sein Bachbett verlässt und den Bereich des ehemaligen Sees überflutet, bekommt man eine Vorstellung, wie das Bruch in diesem Teil einmal ausgesehen haben mag.

Der Scheidenberger Woog ist heute Naturschutzgebiet. Moorflächen gibt es noch wenige. Durch intensive Torfstecherei und Entwässerung des Bruches ist eine große Grünfläche entstanden, die durch die extensive Bewirtschaftung sehr vielen blühenden Pflanzen noch eine Heimat gibt. Dabei befinden sich in Richtung Hütschenhausen meistens Mähweiden auf fetteren Standorten, in Richtung Bruchmühlbach nährstoffärmere Magerwiesen. Durch die landwirtschaftliche Wiesenpflege der Bauern wird eine Verbrachung und somit ein Artenrückgang verhindert.

Das Gebiet „Geißweiher“

Auszug eines Beitrages im POLLICHIA-Kurier 24 (1) - 2008,
in einer Internetpublikation von Wolfgang Steigner, Altenglan

Das einstige Naturschutzgebiet „Geißweiher“ setzte sich aus vier Teilflächen zusammen. Der eigentliche „Geißweiher“ wurde schon 1935 unter Schutz gestellt. Im Jahr 1969 wurde die Schutzgebietsausweisung unter Hinzuziehung der drei zusätzlichen Teilflächen „Moorbach“, „Moordamm“ und „Rohrweiher“ erneuert. Das Schutzgebiet hatte eine Größe von 35,1 Hektar. Doch in den letzten Tagen des alten Jahrtausends hörte das Naturschutzgebiet „Geißweiher“ förmlich auf zu existieren. Es wurde in das am 16. Dezember 1999 ausgewiesene, insgesamt 1.400 Hektar große Naturschutzgebiet „Östliche Pfälzer Moorniederung“ einbezogen und seine Rechtsverordnung gleichzeitig außer Kraft gesetzt.

Der eigentliche Geißweiher ist zum Großteil ein ehemaliger Torfstich. In ihm hatten sich bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts repräsentative Reste der Moorvegetation gehalten, für deren weitgehende Entwertung es im Wesentlichen zwei Gründe gibt. Zum einen haben massive Grundwasserentnahmen nördlich des Naturschutzgebietes durch den Ramsteiner Flugplatzbetrieb und daran sich anschließende Wohnsiedlungen zu einer deutlichen Senkung des Wasserstandes im Moorbereich geführt.

Zum anderen leiten bestehende Entwässerungsgräben auch nach intensivem Regen das Wasser so schnell ab, dass der Geißweiher nur für kurze Zeit nass ist. Für die auf Dauernässe angewiesene Moorvegetation sind solche immer wieder austrocknenden Standorte nicht geeignet, weshalb früher wertvolle Flächen inzwischen völlig degradiert sind.

Der unausgeglichene Wasserhaushalt hat das Pfeifengras als einen Wechselfeuchtezeiger gefördert. In der Zwischenzeit nehmen nahezu reine Pfeifengrasbestände das einstige Moor fast vollständig ein. Nur ganz vereinzelt findet man zwischen den Pfeifengrasbulten an tieferen Stellen noch Reste von Moorvegetation mit einzelnen Torfmoosen, dem Rundblättrigen Sonnentau, dem Schmalblättrigen Wollgras sowie der Fadensegge (vermutlich inzwischen verloschen).

Mittlerer Sonnentau und Weiße Schabelinse, beide kennzeichnend für offene, dauernasse Moorschlenken, waren bereits bei der Erstellung des Westpfalzgutachtens verschollen (1980) und mittlerweile sind auch der damals noch vereinzelt vorkommende Lungen-Enzian sowie der Südliche Wasserschlauch ebenfalls erloschen. Das Schnabelseggenried wurde vom Pfeifengras vollständig verdrängt. Der konkurrenzstarke Breitblättrige Rohrkolben bildet noch ein kleines Röhrchen in einigen Randbereichen. Von den Waldrändern her rückt der Adlerfarn selbst in Pfeifengrasbestände vor. Weitere randliche Abschnitte des Geißweiher werden von Kiefernbeständen eingenommen.

Beim Teilbereich Moordamm östlich des Moorbaches handelt es sich ebenfalls um abgetorfte Flächen, auf denen u. a. ein Kiefern-Birken-Bruchwald mit z. T. unwaldartigem Aussehen entstanden ist. Er wird von mehreren wasserführenden Gräben durchzogen. Wie im eigentlichen Geißweiher wurde die vor 30 Jahren noch in Resten vorhandene Moorvegetation mit Sonnentau und dem Torfmoos *Sphagnum papillosum*, ein charakteristischer Bestandteil der Bultenvegetation von Hoch- und Übergangsmooren, von Massenbeständen des Pfeifengrases verdrängt.

In den Teilgebieten von Rohrweiher und Moorbach sind weitgehend in Sukzession übergegangene Nasswiesen (Gesellschaft der Spitzblütigen Binse), Großseggen-Riede mit der Sumpf-Segge, Schilf-Röhrliche und

Bestände des Faulbaum-Ohrenweiden-Gebüsches entstanden. Wegen des dort früher vorhandenen Breitblättrigen Knabenkrautes wurden Teile der Moorbachau mehrfach gemäht.

Im Westpfalzgutachten forderte Hermann Lauer schon 1980 als Pflegemaßnahme, wenigstens die wertvollsten Bereiche durch „Abdichten des Dammes wieder unter Wasser zu setzen“ und das „Mündungsniveau der Abflussgräben“ zu erhöhen, „damit den Flächen länger und mehr Wasser verfügbar bleibt“. Weiter empfiehlt er, in den „Reinbeständen des Pfeifengrases flache Mulden auszuheben, um interessanterer Vegetation mehr Lebensraum anzubieten“ und eine zur „floristischen und faunistischen Bereicherung“ beitragende „Mahd einiger Wiesenflächen“. Denn diese „Konservendose für boreale Arten“ (die seltenen mehr nordisch-subozeanischen Florenelemente seien dabei keineswegs verschwiegen!) ist ein Denkmal bezüglich einer uralten vegetationsgeschichtlichen Phase mit postglazialen Gepräge, die sonst aus unserem Gebiet weitgehend verschwunden sind. Den letzten Resten von Moor im Landstuhler Bruch sollte man deshalb „mit Respekt begegnen“.

In den 1980er-Jahren herrschte „Aufbruchstimmung“ im Naturschutz. Auch im NSG „Geißweiher“ wurden damals Maßnahmen durchgeführt. In die Entwässerungsgräben wurden Querdämme gebaut; auch ein von Kindsbach her kommender Bach wurde angestaut. Beides zusammen bewirkte, dass ein ca. 1 ha großer Teil des Moores wieder vernässte. Doch nur zwei Jahre später schuf sich das Wasser einen Abfluss durch die Dämme, die Vernässung verschwand.

Danach wurden die Anstau lange Zeit nicht wieder hergestellt. Das Pfeifengras beherrscht erneut die ehemalige Moorfläche, die eigentliche Moorvegetation ist auf einzelne Mulden beschränkt, in denen gemäß der Empfehlung von Hermann Lauer die Pfeifengrasbestände ausgegraben worden waren. In der Folge einer 2006 durchgeführten Begehung, die den desolaten Zustand der Dämme bestätigte, sind für 2007 Reparaturen an den Dämmen und auch der Aufstau von Gräben genehmigt und zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Manuskripts (1/2008) auch von Günther Mohrbach (immer noch dabei!) bereits durchgeführt worden.

Man wird sehen, ob diese Maßnahmen ausreichen, die weitere Degradierung dieses Ausnahme-Schutzgebietes zu verhindern oder nicht doch größere Eingriffe (Höherlegung des Mündungsniveaus der Abflussgräben, Reduzierung der Grundwasserentnahme . . .) notwendig sind, um eine dauerhafte Vernässung der wertvollen Geißweiherflächen zu erzielen. Aber auch dann wären dominierende Pfeifengrasbestände zu entfernen, um der sensiblen Moorvegetation zumindest eine Chance der Regeneration zu bieten. Aber es wird kostenneutral nicht zu haben sein.

Aber einen solchen, auch histo-botanisch wertvollen, Ausnahmelebensraum wird man nicht sich selbst überlassen können. Mit einer vor ein paar Tagen übersandten Feststellung von Peter Wolff, dem alle Moore der Niederung seit Jahrzehnten vertraut sind, sei deshalb dieser Beitrag abgeschlossen: „Meine zahlreichen Begänge und Untersuchungen des Gebietes seit 1975 (...) bringen mich zu dem Fazit: Kein NSG der Moorniederung ist seit dem Zweiten Weltkrieg so degradiert und verarmt wie der Geißweiher“. Da gibt es wenig hinzuzufügen und viel bleibt zu tun.

Scheidenberg, Scheidenberger Woog, Scheidenberger Straße

Hausarbeit zur Ausbildung des Gästeführers der Stadt Landstuhl
von Frank Kleemann, Hütschenhausen-Spesbach, im März 2013

Auf alten Karten des 17. und 18. Jahrhunderts, auf dem das Gebiet der heutigen Pfalz dargestellt wird, erkennt man in der Gegend zwischen Zweibrücken und Kaiserslautern eine große Wasserfläche, welche die Bezeichnung Scheidenberger Woog trägt. Sein Ausmaß auf den Karten kann man nur erahnen, welche Größe dieses Gewässer trägt.

Den Darstellungen und der Lage auf den Karten dürfte das Gebiet des Scheidenberger Wooges nur annähernd entsprochen haben. Vorwegnehmend bemerkt, dehnt sich der Scheidenberger Woog zwischen Hauptstuhl, Schanzermühle und Hütschenhausen aus, dort wo die Westpfälzische Moorniederung nach dem Glantal hin ihre tiefste Stelle (223 Meter) besitzt.

Wie der Scheidenberger Woog zu seinem Namen kam, gibt es zwei Varianten: Für die Namensgebung sind wohl die Höfe zwischen, der heutigen Schanzermühle und Miesau anzusehen, die früher den Namen Scheidenberg geführt haben. Durch die halbinselartige, zwischen Glan- und Kohlbachtal in die Bruchniederung vorspringende Bodenschwelle wurden diese beiden Täler voneinander geschieden.

Eine zweite Variante lässt auf die Territorialgrenze zwischen dem sickingischen Amt Landstuhl und dem kurpfälzischen Amt Kübelberg schließen. Früher wurde der Begriff Scheid für ein aneinander grenzen zweier oder mehreren Landesgrenzen gebraucht. Wie August Becker (die Pfalz und die Pfälzer) schreibt, stießen am Scheidenberger See früher der Worms-, Nahe- und Bliesgau zusammen und dessen Woogzapfen (Abfluß) war im Jahre 1600 der Grenzpunkt zwischen dem Amt Kübel-

berg und dem Gericht Ramstein. Im Lauterer Oberamts-Salbuch (1601) enthaltenen Kübelberger Gerichtsweistum begann die Miesauer Grenze am Grundzapfen des Scheidenberger Wooges und ging dann durch den Woog bis Morbach hinauf, durch den Vogelbacher Woog bis an die Eichelscheider Furth an der Schönenberger Grenze. Noch heute steht an der Glanbrücke, auf dem alten Woogsdamm der Stein, wo die Gemarkungen von Hütschenhausen, Elschbach und Miesau schon von alters her zusammenstoßen.

Der Scheidenberger Woog

Wann der Scheidenberger Woog angelegt wurde, ist nicht bekannt. Weder in Urkunden, noch in den Akten des Kreisarchives in Speyer. Wahrscheinlich ist seine Aufstauung bereits im frühen Mittelalter erfolgt, erwähnt wurde er zum ersten Mal im Jahr 1455. Das aber auch schon vorher das Wasser des Glans und seiner Nebenflüsse mittels eines mächtigen, heute nur noch in Resten vorhandenen Dammes, zwischen der jetzigen Schanzermühle und der ehemaligen Ziegelei westlich von Hütschenhausen aufgestaut wurde, ist bekannt. Das ganze Gebiet war eine stark versumpfte, fast unzugängliche Bruchlandschaft.

Aber auch nach der Anlage des Wooges, hat der Mensch noch vielfach zu ihrer weiteren Versumpfung beigetragen. So wurde dessen Damm im Jahre 1540 durch kurpfälzische Beamte als Repressalie gegen die Übergriffe Franz von Sickingen im Oberamt Lautern erhöht und das Wasser dermaßen angestaut, dass 500 bis 600 Morgen sickingische Wiesen ertränkt und überschwemmt wurden. Anschaulich schildert der Zweibrücker Geometer Tilemann Stella in seiner Beschreibung der Ämter Zweibrücken und Kirkel aus dem Jahre 1564 mit folgenden Worten:

Vom Grundzapfen des Vogelbacher Wooges folgt die Grenze der Eichelscheider Bach oder dem Glan hinunter durch groß Gebrüch und tiefen Sumpf bis zu Einmündung der Fronbach hart über dem großen gewaltigen Woog, welchen man Scheidelberger Woog nennet. Dieser Strich oder Zug hat ungefähr die Länge von 2813 Schritt. Dieser Zug geht durch gar tiefe Wiesen und groß Gebrüch hinunter, darin man viel großer und gar tiefer Löcher findet, die unter das Gestade weit hinein gehen, also dass man sein Ende darin haben kann. Und hat auch dieser Bach viel Fische, welche nicht wohl zu fangen sind, dann sie sich in die tiefsten Löcher verstecken. Es ist unglaublich, dass der Scheideberger Woog, dieweil er so hoch getrieben ist, diese Örter so bruchig und tief macht und so voller Löcher und Hohl.

Die nächste Beschreibung stammt von dem kurfürstlichen Forstmeister Philipp Belmann. In seiner Beschreibung des Reichswaldes aus dem Jahre 1600 äußert er sich darüber folgendermaßen: Der Scheidenberger Woog

ist der oberst Hauptwoog im ganzen Amt Lautern. Dieser Ramsteiner Bezirk (Gericht Ramstein) begreift diesen hier gemelten Woog nur zum halben Teil.

Zu gewissen ist er das 99. Jahr (1599) gefischt worden, wird bis künftig Herbst (1600) wiederum mit 10.000 oder 12.000 Karpfen gesetzt werden; an Hechten und sonst gemeinen Fischen besetzt er sich selbst. Wird durch das Ramsteiner und Miesauer Bruch auch mit darin zufließenden Bächen, als da ist die Mühlbach, so vom Sickinger Gebiet und von der Mohrbach und der Miesauer Bach, so beide von Herzog Hansens Gebiet (Johann von Pfalz-Zweibrücken) herkommen, beflossen und mit derselben Wasser genugsam und die Fülle gespeiset.

Die zur Besetzung des Wooges benötigten Fische wurden in zahlreichen „Laich- und Speisweihern“ gezüchtet. Damals war das landwirtschaftliche Bild durch zahlreiche Wasserflächen belebt, deren Besatz nicht allein als Nahrung zur Fastenzeit in Betracht kam, sondern auch für die Volksernährung von großer Bedeutung waren.

Die Besitzverhältnisse des Scheidenberger Wooges waren ziemlich kompliziert. Zur Hälfte gehörte er in das Gericht Ramstein, der südliche Ausläufer fiel in das Amt Landstuhl und war somit sickingisches Gebiet. Im Südwesten stieß er an Pfalz-Zweibrücken, während sein Westufer vom kurpfälzischen Amt Kübelberg begrenzt war. Endlose Streitigkeiten waren die unausbleibliche Folge. So ließ die Herrschaft Sickingen 1722 30 Morgen Wooggelände von seinen Untertanen roden und verkaufen, ohne dazu berechtigt zu sein und ohne Abgaben zu entrichten. Der Pächter des Elschbacherhofes, Phillip Fleon, besetzte nun das ganze Wooggelände mit Grenzsteinen und ließ auf ihnen das sickingische, aber nicht das kurpfälzische Wappen anbringen. Fleon wurde weiter beschuldigt, von Miesauer und Hütschenhausener Bürger 68 Morgen Ackerland gekauft zu haben, ohne Abgaben davon zu entrichten.

Im Jahre 1616 wurde der Scheidenberger Woog wieder abgelassen, damals war er mit 6000 bis 8000 Karpfen besetzt. Das sich dann in ihm entwickelte Gras wurde für 300 Gulden versteigert. Zu einer Neuaufstauung kam es jedoch zunächst nicht wieder, da der bald darauf einsetzende Dreißigjährige Krieg nicht nur alle kulturtätigen lahm legte, sondern die ganze Gegend in eine menschenlere Wüstenei verwandelte. Wie aus dem Kreisarchiv Kurpfalz zu entnehmen ist, lag 1683 der Woog öd, weder Fisch noch Gras ist wegen zu großer Verwilderung darin zu genießen.

Wann er wieder aufgefüllt wurde und wirtschaftlich genutzt wurde, kann nicht genau datiert werden. Im Jahre 1711 war er wieder aufgestaut. Wie oft er in den folgenden Jahrzehnten abgefischt wurde, kann nicht

ermittelt werden auch nicht das Jahr seiner ersten Auflassung. Kreisforstmeister Martin berichtet darüber 1846 folgendes:

Die vielen und großen im Gebrüch vorhandenen Teiche, besonders bei Unter-schernau und der Schanzermühle an den beiden Abflüßorten des Wassers scheinen das Gebrüch stark und lang unter Wasser gestellt und dadurch die Fortbildung der Torflager nach Hochmoorart unterbrochen zu haben. Vor der Trockenlegung des Scheidenberger Wooges soll das Bruch einem See geglichen haben, aus welchem kleine Erhebungen die Ergebnisse mehrerer bewurzelten Grasarten hervorragten. Über die man mit Mühe ins innere des Gebrüches gelangen konnte.

So ergibt sich also, dass der Scheidenberger Woog immer mehr verfiel, mit Gebüsch und Moor bedeckt wurde und nicht wieder als Fischweiher verwendet wurde. Im Jahre 1711 wurde durch Andreas Schmitt aus Hütschenhausen die einstige Scheidenberger Mühle neu entrichtet. Er fand dabei 50 bis 60 Morgen festes, zu Wiesen verwendbares Land vor und entriß dem versumpften Wooggelände in elf Jahre hart Arbeit etwas 350 Morgen. Der Pächter Fleon legte weitere Teile der auf 900 Morgen (46 ha) geschätzten Woogfläche trocken, so dass 1745 die Fläche des zu nutzenden ehemaligen Wooges 475 Morgen betrug. Der Rest wurde im Laufe der 1770er Jahre in Wiesen umgewandelt.

Der etwas 250 Meter lange und 4 Meter hohe und 10 Meter breite Staudamm über den jetzt die Straße von Hütschenhausen nach Miesau führt, ist nicht mehr vollständig erhalten, sondern wurde Ende des 19. Jahrhunderts zum Teil der Auffüllung der anstoßenden Wiesen verwendet. Der stehengebliebene Rest lässt uns aber immer noch die Mächtigkeit der in langwierigen und mühevoller Arbeit von unseren Vorfahren aufgeschütteten Erdmassen erahnen.

Scheidenberg, Scheidenberger Hof und Scheidenberger Mühle

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass schon früher dieser wichtige Straßenübergang durch eine Befestigung gesichert wurde. Eine urkundliche Erwähnung existiert jedoch nicht. Schon Heinz (Heinz, Mitteilung des hist.Vereines der Pfalz 1875) hat sich damit beschäftigt und darüber folgendes ausgeführt:

Scheidenberg, unter den Schlössern des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen (1449-1476) genannt, stand sehr wahrscheinlich in oder bei dem ehemaligen Scheidenberger Wooge oder Weiher, indem in der Geschichtserzählung der Krieg dieses Fürsten uner anderem erwähnt wird, sein Gegner der Herzog Ludwig von Zweibrücken habe im Jahre 1455 einen großen Weiher in der Nähe von Kaiserslautern, in welchem eine Burg gestanden, abgegraben.

Anzunehmen ist, dass der Scheidenberger Hof und besonders die Scheidenberger Mühle, jetzt Schanzerhof und Schanzer Mühle genannt, auf der vermutenden Burganlage entstanden sein können. Das früher dort einmal ein größeres, befestigtes Gebäude stand, geht aus den gelegentlichen schon aufgefundenen baulichen Resten hervor. Nach Heinz Vermutungen, dass die Umbenennung von Scheidenberg auf Schanze, auf die in der Nähe errichteten Schanzen zurückzuführen sind wird zutreffend sein. Reste davon sind heute noch in dem Wald westlich von der Mühle erhalten geblieben.

Hinsichtlich der Scheidenberger Mühle muss man unterscheiden zwischen einer älteren und einer jüngeren. Die ältere lag auf der rechten Seite des Glanes, auf Hütschenhausener Gemarkung, dort wo sich jetzt der ehemalige Steinbruch befindet; die jüngere dagegen, welche mit der heutigen Schantermühle identisch ist, auf dem linken Glanufer. Die ältere Mühle fand wohl im Dreißigjährigen Kriege ihren Untergang. Ihr Wiederaufbau fand wohl erst im Jahre 1700 herum mit der Wiederaufstauung des Wooges, aber nicht an mehr an der früheren Stelle, sondern auf dem gegenüberliegenden Ufer, dort wo jetzt die Schanzer Mühle liegt. Dieses ergibt sich aus dem Nachtrag dem Erbbestandsbrief vom 20. August 1711, nach welchem Kurt Wilhelm dem Andreas Schmitt von Hütschenhausen den Scheidenberger Woog und die Mühle im Erbkauf verließ.

Auffällig ist, dass der Schanzerhof zur Gemarkung von Nieder-Miesau, die Schantermühle dagegen zu der von Elschbach gehört; die Grenze geht zwischen den Anwesen hindurch und erinnert damit an die alten Besitzverhältnisse. Zu bedauern ist, dass die Namen Scheidenberger Hof und Scheidenberger Mühle im Verlauf der Zeit ohne triftigen Grund durch Schanzer Hof und Schanzer Mühle ersetzt wurden.

Scheidenberger Straße

Die Straßenführung der Westpfalz wurde durch Lage und Ausdehnung der Westpfälzischen Moorniederung bestimmt. Die Bruchlandschaft erstreckt sich von der Vogelweh bei Kaiserslautern bis nach Beeden bei Homburg. In ihrer Ausdehnung erreicht die Moorniederung eine Länge von 40 km und eine Breite von 2-4 km. Noch im Mittelalter war die Niederung unzugänglich und nur von schmalen Knüppeldämmen (Spiekern) durchzogen. Einzelne sich aus dem Gebrüch erhebende Sandrücken dienten als Stützpunkte für die Wegeführung. Dieses ist noch heute an der Straße zwischen Hauptstuhl und Hütschenhausen erkennbar. Der Verkehr musste sich also vorwiegend in Anpassung an das Gelände in der Längsrichtung der Bruchniederung von Ost nach West bewegen. Wir können zwei sehr alte Straßenzüge unterscheiden,

welche den Verkehr aus dem Westrich nach der Rheinebene und umgekehrt vermittelten.

Der erstere ist die alte Kaiser- oder Königsstraße (Geleitstraße) von Saarbrücken über Homburg, Landstuhl nach Kaiserslautern. Die zweite Straße bog an der Vogelweh von der Kaiserstraße ab und führte durch den Reichswald über Ramstein und Hütschenhausen zum Übergang am Abfluß des Scheidenberger Wooges. Von den beiden Hauptstraßen entlang der Bruchniederung interessiert uns die an dessen nördlichen Rande hinziehende, welche auf dem breiten Damm des Scheidenberger Wooges das sich einschneidende Glantal überschritt und deshalb auch vielfach als Scheidenberger Straße bezeichnet wurde.

Schon im Mittelalter wurde diese Straße benutzt, ist dies urkundlich bezeugt. Auf ihr zog z.B. der Pfalzgraf Friedrich 1526 auf seiner Reise nach Spanien und nahm in Kübelberg Nachtquartier.

Auch im Zweibrücker Oberamts Bannbuch von 1547 wird diese alte Geleitstraße via Metz wiederholt erwähnt. Die Kriege des 17. Jahrhunderts ließen auf dem Scheiden-berg zum Schutz des Talüberganges Befestigungen entstehen, nach denen der Scheidenberger Hof allmählich den kürzeren Namen Schanzerhof angenommen hat.

Anfang des 18. Jahrhundert eröffnete der Pächter des Elschbacher Hof, Fleon, einen Weinschank und braute Bier. Man muß sich wundern, dass mitten im Bruchgebiet und weitab von größeren Siedlungen ein offensichtlich rentables Gasthaus betrieben werden konnte. Dies kann nur darauf zurück zu schließen sein, dass die Scheidenberger Straße bis zu diesem Zeitpunkt stark benutzt wurde. Die Reisenden haben sich gern bei dem Gasthaus „Fleon“ aufgehalten.

Aber bereits Ende des 18. Jahrhunderts scheint die Scheidenberger Straße an Bedeutung verloren zu haben, denn 1788 wurde bereits über ihren schlechten Zustand geklagt. Die 1811 fertig gestellte Kaiserstraße zog schließlich den ganzen Fernverkehr an sich. Bereits damals gehörte die Scheidenberger Straße zur Straße dritter Klasse. Mit der Zeit verlor die Scheidenberger Straße für den Fernverkehr immer mehr an Bedeutung, so dass dieser alte Straßenzug nur noch für den Lokalverkehr von Bedeutung ist.

Teil 5

Hütschenhausen – vom Kriegsende bis ins Millennium

Der Albtraum Zweiter Weltkrieg ist zu Ende,
die Jahre der „schlechten Zeit“ vorüber,
langsam geht es den Menschen wieder besser.

So klang die Mundart in den drei Dörfern

1947 - 1962: Erstmals Tabakanbau in Hütschenhausen

Die Veränderungen in der Landwirtschaft im vergangenen Jahrhundert
Bearbeitet von Gerd Steigner

Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts lag das Bruch, als Teil der heute so genannten Westpfälzischen Moorniederung, als große Bruchfläche direkt am südlichen Ortsrand von Hütschenhausen. Bedingt durch die Bodenbeschaffenheit, war eine landwirtschaftliche Nutzung nicht möglich und somit ein Teil der Gemarkung so gut wie unbrauchbar.

Um diesen untragbaren Zustand nun zu ändern, setzte sich der 1886 von der Königlich-Bayerischen Regierung der Pfalz in Speyer bestätigte neue Ortsbürgermeister, Carl Philipp Rüb, als einer der Ersten für die Trockenlegung und Urbarmachung der sumpfigen, morastigen Bruchflächen ein. Bis dahin wurde lediglich der Abbau von Torf betrieben, der im Dorf jedoch das wichtigste Heizmaterial war und darüber hinaus auch als Moorbäder sowie -packungen in Kurhäusern Verwendung fand.

In den Dreißigerjahren gelang es bereits, als wichtigstes und zugleich vordringlichstes Anliegen hauptsächlich der hiesigen Landwirtschaft, durch die Flurbereinigung in der annähernd 1000 Hektar umfassenden Gemarkung von Hütschenhausen die Zusammenlegung der zahllosen verstreut liegenden kleinen Flächen zu verwirklichen.

Aus dem bisherigen Streubesitz entstanden nun große Äcker, die den Bauern nicht nur Wege, Zeit und Arbeitskraft ersparten. Zudem wurde es auf den jetzt viel größer gewordenen Flächen erst möglich, landwirtschaftliche Geräte wie Traktoren wirtschaftlich nutzbringend und auch rationell einzusetzen. Die Großflächen förderten nicht zuletzt auch die Qualität der erzeugten Produkte durch Einführung und Übernahme von neuen Pflanzenzüchtungen sowie der Vereinheitlichung von Düngung, Bodenbearbeitung, Pflege und Ernte.

Darüber hinaus wurde durch die Zusammenlegung der Flächen auch neues Bauland geschaffen, auf welchem nun innerhalb kürzester Zeit 80 Siedlungshäuser errichtet werden konnten. Damit in Verbindung stand auch die Gründung einer Siedlungsgenossenschaft. Sie betätigte sich als Preisregulator für Grundstücke. Der Bodenspekulation wurde endgültig ein unüberwindlicher Riegel vorgeschoben; eine für die damalige Zeit beachtenswerte soziale Leistung der Bevölkerung von Hütschenhausen.

Genossenschaftlich organisierte Bauern taten sich zusammen, um für ihre Produkte, in erster Linie Kartoffeln und verschiedene Getreidearten,

den Weg vom Erzeuger zum Verbraucher zu verkürzen, darüber hinaus noch den unbequemen Zwischenhandel auszuschalten, und auf diese Weise die erzielten Erlöse ganz ihren eigenen Betrieben zukommen zu lassen. Des Weiteren hat man jetzt auch die konsequente Anwendung des Genossenschaftsgedankens vorangetrieben und außerdem zur Sicherung der Kaufkraft den stabilen bayerischen Goldfranken eingeführt.

Die Herausnahme des Saargebietes aus dem deutschen und seine Einsetzung in den französischen Wirtschaftsraum erfolgte 1926. Dadurch wurde der Export der Kartoffel, dem Hauptanbauprodukt heimischer Landwirte, nicht nur erschwert, sondern sogar gänzlich verhindert. Das war Anlass, eine Verschlussbrennerei zu gründen, deren Erzeugnis Alkohol hauptsächlich in die chemische Industrie ging.

Im Jahre 1929 wurde die vor längerer Zeit errichtete Verschlussbrennerei in eine dem gesamten Dorf zugute kommende Genossenschaftsbrennerei umgewandelt. In den Zwanzigerjahren hatten einheimische Bauern den ersten Lanz-Bulldog auf ihren Feldern erprobt. Dann gründete man eine Maschinengenossenschaft, die zum Ziel hatte, die Gespannhaltung zu verbilligen. Die Struktur der mittleren bäuerlichen Betriebe machte es erforderlich, ein drittes Pferd zu halten, das jedoch immer nur kurz im Frühjahr und noch einmal bei der Ernte zum Einsatz kam, was einen nicht unerheblichen Kapitalverlust für die übrige Zeit bedeuten konnte.

Die Genossenschaftler aus Hütschenhausen schafften weitere Maschinen und Traktoren an und liehen sie nach Bedarf aus. Viel ihrer wertvollen Arbeitszeit und -kraft ersparten sich die Hausfrauen durch die dann erfolgte Errichtung einer Genossenschaftswäscherei sowie (nach dem Krieg) der ersten Gemeinschaftsgefrieranlage in der Pfalz.

Im Jahre 1947 führten die Bauern aus Hütschenhausen in der Gemarkung den Tabakanbau ein, was in der Region etwas völlig Neues war und zu Hunderten von Arbeitsplätzen bei der Herstellung und Verarbeitung von schwarzem Rauchtobak führte. Die Ansiedlung der Zigarettenfabrik Eilebrecht in Bruchmühlbach schuf ein paar hundert Stellen, wodurch in unserer eher ärmlichen Region fast keine Arbeitslosigkeit mehr herrschte.

Die „in de Bali“ hergestellten Zigarettenmarken „Bali“ und „Ben Rih“, welche zu den schwarzen Zigaretten gehörten, fanden schnell einen großen Markt. Weil aber Geld so kurz nach der Währungsreform aus verständlichen Gründen bei den Verbrauchern noch recht knapp war, wurden eigens Viererpackungen gefertigt. Dieses Hartpäckchen kostete pro Stück 30 Pfennig. Die weiche Zwölferpackung war für 90 Pfennig zu haben, wer sie für eine Mark am Automaten zog, fand einen stets blank geputzten Groschen in der Packung.

Als 1955 der erneute Anschluss des Saargebietes an die Bundesrepublik erfolgte, stiegen nach und nach die Lohnkosten und die Konkurrenz auf dem Tabakwarenmarkt wurde schärfer. Auch war auf einigen Äckern in unserer Gemarkung Blauschimmel, eine gefährliche Pilzkrankheit, die sowohl die Pflanze als auch den Boden befällt, aufgetreten, welche mit damaligen Mitteln kaum zu bekämpfen war.

So wurde schließlich 1962 der Tabakanbau im Dorf wieder eingestellt, nachdem er 15 Jahre lang für Hütschenhausen und die Region ein großer Segen war. Die Zigarettenfabrik Eilebrecht zog, auch aus steuerlichen Gründen, nach Berlin um und der zur Trocknung des Tabaks in der Siedlung eigens errichtete „Duwackschopp“ wurde umfunktioniert und diente lange Zeit als Trockenvorrichtung für Getreide. Heute befinden sich in ihm Wohnungen.

Eine ländliche Genossenschaft

Internetpublikation von Paul Mülbach

An der Saargrenze im pfälzischen Hinterland liegt das Dorf Hütschenhausen. Von seinen etwa 2000 Einwohnern arbeiten 400 in 70 bis 80 bäuerlichen Betrieben von 2 bis 100 Hektar Bodenfläche. Der Rest der Bevölkerung besteht im wesentlichen aus Bergleuten mit ihren Familien, den sogenannten „Grenzgängern“, die jeden Tag über die künstliche Grenze in die Gruben um Neunkirchen im Saargebiet fahren müssen. Hütschenhausen hat ungefähr 600 Hektar verwertbares Ackerland. Dazu kommen Wiesen, Weiden, Wald, Moor und Ödland. Angebaut werden in erster Linie Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben und neuerdings Tabak, der sich als „Pfälzer Virginia“ den Ruf einer der besten deutschen Tabaksorten erwarb. Soweit ist Hütschenhausen ein Dorf wie jedes andere.

Jedoch fällt dem Fremden, der einmal in diese Gegend kommt, auf, daß hier die typisch rheinisch-pfälzische Art der Aufteilung der Felder in kleinste Parzellen nicht existiert, sondern große Schläge fein säuberlich bestellter Ackerflächen vorherrschen. Die Feldwege sind zu gepflasterten Straßen ausgebaut, so daß der Bauer bei jedem Wetter und ohne große Zugkraft seinen Acker erreichen kann. Das sind erste Eindrücke beim Betreten des Genossenschaftsdorfes Hütschenhausen.

Bis Kriegsende 1918 benahmen sich die Bauern des Dorfes wie alle anderen auch. Schon 1896 wurde eine Raiffeisenkasse gegründet, welche den Bauern die Lieferung von Produktionsmitteln mithilfe besonderer Kreditierungsverfahren ermöglicht. Jedoch hatte diese Methode, wie es sich in Hütschenhausen nach dem Ersten Weltkrieg erwies, einen Haken.

Was nützten die Produktionsmittel, wenn keine Garantie für den Absatz bäuerlicher Produkte vorhanden war? 1918 verlor das Dorf durch die Abtrennung des Saargebiets sein natürliches Absatzgebiet. 1926 wurde zudem im damals unter alliierter Besetzung stehenden Saarland der Franken abgewertet. Damit verloren auch die in Hütschenhausen und Umgebung wohnenden Saararbeiter die Möglichkeit, ihre Waren auf deutschem Gebiet einzukaufen. Die Bauern, die ihre Erzeugnisse nicht mehr absetzen konnten, standen vor dem unvermeidlichen Bankrott. Der Bürgermeister des Ortes, Bauer Julius Rüb, gründete in jenen schweren Tagen zusammen mit dem Genossenschafter und Bauern Ernst Schneider eine Warenbezugs- und Absatzgenossenschaft, welche nun die Aufgaben erfüllen sollte, die von der Raiffeisenkasse als Kreditgeber und Lieferant von Sämereien nicht durchgeführt werden konnten. Julius Rüb nahm Verbindung auf mit Gewerkschaftern und Konsumgenossenschaftern. Besonders enge Verbindung hatte er zu dem in Pirmasens wohnenden damaligen bayerischen Landtagsabgeordneten und heutigen DGB-Landesbezirksvorsitzenden Adolf Ludwig, der mit Gewerkschaftshilfe den Absatz der landwirtschaftlichen Produkte aus Hütschenhausen über die Konsumgenossenschaft und die damalige Reichsbahn direkt an den Verbraucher vermittelte. Dieses System wirkte sich vor allem für die bäuerliche Wirtschaft in Hütschenhausen erfolgreich aus, besonders dadurch, daß die Qualität der landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch die in den Versammlungen der Genossenschaft gegebenen gegenseitigen Anregungen ständig stieg.

1933 wurde Bürgermeister Julius Rüb aus seinem Amt entfernt. Die Tätigkeit der Genossenschaft ließ unter den unheilvollen Einflüssen des Nationalsozialismus sichtbar nach. 1945 kehrte Rüb an seinen alten Platz zurück, um sein Lebenswerk fortzusetzen. Die genossenschaftliche Idee bewährte sich besonders in der Zeit des tiefsten Niedergangs. Rüb fand Kontakt mit Gewerkschaftern der Stadt Kaiserslautern. Er verpflichtete sich mit seinen Bauern, der Stadt die notwendigen Grundnahrungsmittel zu liefern, wenn die Arbeiter ihrerseits dafür sorgten, den Bauern die erforderlichen Produktionsmittel ohne Einschaltung des schwarzen Marktes zu senden. So hatte die Gemeinde Hütschenhausen von 1945 bis zur Währungsreform das beste Ablieferungsergebnis an Milch und Kartoffeln von allen bäuerlichen Gemeinden der Pfalz, wenn nicht gar des gesamten Bundesgebietes.

Aber noch andere Probleme wurden gleich nach dem Kriege von den rührigen Genossenschaftern angepackt. Es war sehr schwer, den Bauern klarzumachen, daß die Flurbereinigung wesentliche Vorteile für sie bringe. Unter Berufung auf gesetzliche Grundlagen setzte Rüb mit seinen Leuten die Zusammenlegung der Äcker durch, so daß aus dem bisherigen

Streubesitz große Ackerflächen entstanden, die den Bauern viele Wege und noch mehr Arbeitskraft ersparen. Selbst die einstmaligen größten Gegner der Flurbereinigung bedauern es heute, daß man nicht noch größere

Feldeinheiten zur Grundlage der Zusammenlegung machte. Mit Recht wird auf das schlechte Beispiel einer Nachbargemeinde verwiesen, bei der eine Landfläche von über zwölf Hektar aus mehr als 50 Äckern besteht, während die selbe Fläche im Dorf ungefähr sechs Felder ausmacht.

Hütschenhausens Bauern sprechen von einer Ertragssteigerung von etwa 30% und einer Arbeitszeiterparnis von 25% mindestens durch die Flurbereinigung. Vor dem Beginn der Zusammenlegung reichten die Äcker bis an den Dorfrand. Durch die Bereinigung wurde zusätzliches Bauland für etwa 80 bis 100 Siedlungshäuser für die Gemeinde gewonnen. Die Gewinnung des Baulandes hat zur Folge, daß die Genossenschaft als Preisregulator für Grundstücksverkäufe auftreten kann. So liegt zur Zeit der Preis für den Quadratmeter Bauland noch unter der 1-DM-Grenze. Bodenwucher ist also ausgeschlossen. Gleichzeitig mit der Bodenreform wurden die Hauptfeldwege auf durchschnittlich sechs Meter verbreitert und gepflastert.

Dann wurde eine allgemeine Rationalisierung der Betriebe eingeleitet. Es ging zunächst darum, die bis dahin in der Landwirtschaft üblichen Spitzenarbeitszeiten zu brechen. Die Genossenschaft hatte unter Initiative des im Hintergrund wirkenden Altbürgermeisters Rüb bereits gegen Ende des Krieges Traktoren mit den notwendigen Geräten erworben, die nach Bedarf an die einzelnen Bauern ausgeliehen wurden. Nachdem sich so die Bauern von den Vorteilen der maschinellen Bearbeitung überzeugt hatten, gingen sie selbst dazu über, Traktoren und sonstige Maschinen mit Hilfe der Genossenschaft zu erwerben. Die Zahl der Pferdegespanne geht in Hütschenhausen mehr und mehr zurück. Der Grundsatz lautet: Für ein Pferd kann man eineinhalb Kühe halten und spart gleichzeitig etwa vier Stunden täglich an Arbeitszeit.

Auch das Bruchland war Ziel der genossenschaftlichen Initiative. Das morastige Gelände wurde entwässert und gedüngt. Auf weiten Wiesenflächen weiden heute wohlgenährte Rinder. Das noch verbliebene Moor soll nun nach dem Kultivierungsplan von Oberregierungsbaurat Hans Koller von der Bezirksregierung der Pfalz in Neustadt in Gemeinschaft mit der Hütschenhauser Genossenschaft trockengelegt werden.

Das Bruch- und Ackerland unterliegt ständigen Bodenuntersuchungen, die von der Genossenschaft durchgeführt werden. Dabei ergab sich, daß der Hütschenhausener Boden für den Anbau hochwertiger Tabaksorten besonders geeignet war. Vor der Währungsreform bepflanzten sehr viele Pfälzer Bauern in Erwartung eines günstigen Tauschgeschäfts große

Flächen ihres Anbaubereiches mit Tabak. In Hütschenhausen wurden damals Kartoffeln und Getreide für die hungernde Bevölkerung der Industriestädte gezogen. Mit dem Tabakanbau begann man erst, als die übrigen Bauern des Gebietes zum größten Teil von selbst aus Mangel an Nachfrage damit am Ende waren. Die Genossenschaft ermöglichte in Verbindung mit einer nahegelegenen Tabakfabrik den Bau zweier großer Röhrentrockenanlagen, in denen die Tabakblätter aufgehängt wurden, bis sie dann als „Pfälzer Virginia“ den Weg in die verarbeitenden Betriebe antraten.

Auch im Dorf selbst änderte sich jetzt so manches. Nicht nur, daß die Genossenschaft an zentraler Stelle Saatreinigungs- und Putzmaschinen zur Erleichterung der internen bäuerlichen Arbeiten aufstellte, auch für die Landfrau wurde nach Wegen gesucht, um sie von ihrer bisherigen totalen Abhängigkeit vom bäuerlichen Haushalt zu befreien. Rüb richtete mit seinen Genossenschaftlern in einer ehemaligen Scheune mitten im Dorfe eine moderne Wäscherei mit jetzt angegliederter Heißmangel ein.

Einige von der Genossenschaft entlohnte Frauen nehmen die Wäsche der einzelnen Familien entgegen, die dann in kürzester Zeit schrankfertig wieder an den Haushalt geliefert wird. Im gleichen Gebäude ist über der Wäscherei ein Gemeinschaftsraum eingerichtet, in dem sich die Frauen nicht nur zur Unterhaltung, zum Stricken und Flickern zusammenfinden, sondern wo sie vor allem unterhaltende und belehrende Vorträge ihrer Freunde von der Genossenschaft hören können.

Ein Besuch bei einer Gruppe führender Genossenschaftler gibt uns einen kleinen Einblick in die Ideen dieser redlichen Pioniere, die, ganz auf sich selbst gestellt, ein Experiment wagten, das in der deutschen Agrarwirtschaft einzigartig dasteht. Zunächst diskutierte man über die Einrichtung von Berieselungsanlagen für Viehweiden. Der Anschaffungspreis dieser Anlagen erscheint den Bauern zur Zeit noch zu hoch. Bürgermeister Rüb konnte von den Erfahrungen seines in einem Nachbardorf wohnenden Bruders, der die gleichen Ideen vertritt, berichten. Dieser hatte eine solche Anlage aufgestellt. Ergebnis: Größere Milchmengen bei höchstem Fettgehalt und selbst in trockenen Jahren ausreichende Futterreserven.

Kein Zweifel, daß diese Form der landwirtschaftlichen Rationalisierung bald in Hütschenhausen Eingang finden wird. Elektrische Melkanlagen gehören bereits zum Gewohnheitsmobiliar der Höfe. Die gesamte Milch des Dorfes wandert ins genossenschaftseigene Milchhaus. Dort wird sie heruntergekühlt und an die Molkerei geliefert. Die Bauern erhalten auf diese Weise nicht nur eine geregelte Bezahlung, sondern werden auch ans Sparen gewöhnt, weil sie durch die Genossenschaft angehalten sind, ihr Geld stehen zu lassen, um sich auf diese Weise gegen Wechselfälle des

Lebens zu sichern. In der Planung steht ein Schlachthaus, in dem die Bauern ihre Eigenschlachtungen vornehmen können. Dadurch soll das Bauernhaus von dem Durcheinander und den unhygienischen Begleiterscheinungen der Hausschlachtung befreit werden. Eigene Wurst- und Fleischwaren werden dann im Kühlhaus der Genossenschaftsmolkerei untergebracht. Dort kann die Hausfrau die Bestellung der gewünschten Fleischwaren für ihren Mittagstisch abgeben mit der Garantie, daß nichts mehr vom Selbstgeschlachteten in Hitze und Staub verdirbt.

Die übrigen Waren für den Haushalt beziehen die bäuerlichen Familien Hütschenhausens aus dem Konsum. Die meisten Bauern sind Mitglieder des Konsumvereins. Bezeichnend für die enge Verbindung zwischen Erzeuger- und Verbrauchergenossenschaft ist die Tatsache, daß Konsumvereinsladen und die Geschäftsstelle der bäuerlichen Genossenschaft in einem Gebäude Tür an Tür untergebracht sind.

Die Genossenschaft betreut gleichzeitig auch die Gelder der Arbeiter. Die Raiffeisenkasse ist zugelassene Wechselstube der Saarbergarbeiter. Sie arbeitet unter dem günstigsten Geldwechsellkurs aller Wechselstellen an der Saargrenze, weil sie nicht dem Prinzip des Zinsnehmens huldigt.

Ein weiteres schönes Bild der echten dörflichen Gemeinschaft bietet alljährlich der 1. Mai. Das ganze Dorf fährt an diesem Tag geschlossen mit einem Sonderzug der Bundesbahn an irgendeinen Ort am Rhein, wo in einer Maifeier ein Genossenschaftler und ein Gewerkschafter über die Verbundenheit von Arbeitern und Bauern sprechen.

Soweit einige Beispiele aus der Praxis der Hütschenhausener Bauern. Die Theorie, auf der sie ihr Wirken aufbauen, beruht weniger auf wissenschaftlichen Grundsätzen, denn sie sind echte Bauern und wollen nicht mehr sein. Ihr Werk fußt auf ein paar lapidaren Lebensregeln, die sie sich in langen Diskussionen in der Genossenschaft selbst erarbeitet haben. Sie sagen, daß sie als Bauern ebenso wie der städtische Arbeiter von den Tücken des Marktes abhängig sind. Der Bauer sei in erster Linie der Verbraucher von Produkten der eigenen Berufskollegen. Er erhalte jedoch seine Waren nicht von dem anderen Bauer selbst, sondern durch ein weitverzweigtes Netz von Zwischenhändlern.

Zum Beispiel seien durch dieses System die Futtermittelpreise in eine nie gekannte Höhe getrieben worden. Auch die Kuhpreise, die ja ebenfalls im Handel festgesetzt würden, seien mitentscheidend für den Milchpreis. Unter Leitung der Genossenschaftler wird jetzt in der Pfalz dafür gesorgt, daß bessere Kuharten in einer künstlichen Besamungsstation gezüchtet werden, welche die Durchschnittsleistung von 4000 Liter Milch pro Jahr und Kuh erreichen sollen.

Untragbar sei auch, monieren die Genossenschafter, daß die Futtermittel lediglich beim Hersteller, aber nicht beim Handel einer gründlichen Untersuchung unterzogen würden. Das Saatgut sei oft nicht sortenrein und nicht keimfähig. Die Werte müssten in Zukunft fest angegeben werden, andernfalls müsse der Händler für den Schaden aufkommen. Noch besser sei es aber, wenn die Lieferung dieser Artikel zu einer ausschließlich genossenschaftlichen Angelegenheit würde.

Die deutsche Landwirtschaft habe nicht die Aufgabe, nur den Nachtisch, sondern in erster Linie den Mittagstisch der arbeitenden Bevölkerung zu decken. Der heute von Verfechtern der freien Marktwirtschaft begangene Weg sei falsch und gefährlich. Helfen könne der Landwirtschaft und damit der gesamten Volkswirtschaft nur ein Ausbau des Genossenschaftswesens auf breitester Grundlage. Deshalb sei eine enge Verbindung der Bauern vor allem mit den Gewerkschaften anzustreben, die dazu prädestiniert seien, Methoden zur Annäherung der bisher in totalem Widersinn getrennten Gruppen von landwirtschaftlichen Erzeugern und städtischen Verbrauchern zu finden.

Von der Landwirtschaft müsse eine straffere Rationalisierung der Höfe und auch der Produktionsmittel, vor allem aber der Landmaschinen, verlangt werden, denn deren Typenvielfalt bedeute gerade in heutiger Zeit wirtschaftlicher Unsinn größten Ausmaßes. Und die planmäßige Regelung des landwirtschaftlichen Absatzes sei das Kernproblem, über das die größte Zahl der Bauern von den Experten der freien Wirtschaft systematisch getäuscht werde. So sei zum Beispiel die Butterpreispolitik der Bundesregierung untragbar, weil sie weder dem Bauer noch dem Verbraucher, sondern nur den Konzernherren der Margarineindustrie helfe. Warum, fragte ein Genossenschafter, kann man in Deutschland nicht den Frischmilchverbrauch auf den Stand anderer Länder bringen? Um so mehr der deutsche Bauer zum Frischmilchlieferanten werde, je mehr könnten die Grenzen für die Lieferung ausländischer billiger Butter und Milchprodukte aufgemacht werden.

Bedauert wird in Hütschenhausen die oft unverständliche Haltung vieler politischer Vertreter der „grünen Front“. Ihr Wirken zeige, daß in den Bauernverbänden weniger die Interessen kleiner und mittlerer Bauern, sondern noch immer die des Großgrundbesitzes vertreten würden. Deren Schlagwortpolitik, in Richtung der neuen Blut-und-Boden-Propaganda gehend, zeige keinen Ausweg für die Bauern. Das Genossenschaftswesen als solches werde weder von diesen noch von einzelnen Regierungen, die sich selbst als fortschrittlich bezeichnen, genügend beachtet.

Natürlich gehen die Hütschenhauser Bauern an einer Kritik am heutigen Stand des Genossenschaftswesens nicht vorbei. Die Genossenschaften,

sowohl die der Erzeuger als auch der Verbraucher, dürften nicht zu einer Angelegenheit von Kalkulationen ihrer rein kaufmännisch gebildeten Geschäftsführer werden. Auswüchse, wie sie sich hier und da bei den Raiffeisengenossenschaften gezeigt hätten, könnten nur überwunden werden durch den fortschrittlichen Geist der Genossen selbst. Die Ideen der Genossenschaftler von Hütschenhausen sind nicht wissenschaftlich erarbeitet, sondern getragen von einer Gesinnung, die leider eine nur geringe Anzahl deutscher Landwirte beseelt. Langsam aber stetig breiten sich die Gedanken der Hütschenhausener Bauern in der Pfalz und neuerdings auch im Rheinland aus. Möge ihr Wunsch, dass in naher Zukunft die Bauernverbände loyale Partner der großen Arbeitnehmerorganisation sein werden, in absehbarer Zeit in Erfüllung gehen!

Hütschenhausen im neuen Jahrtausend

Internetpublikation der Verbandsgemeinde Ramstein-Miesenbach

Hütschenhausen, heute größte Ortsgemeinde in der Verbandsgemeinde Ramstein-Miesenbach, wurde 1969 aus den drei Orten Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach gebildet. Von einer jahrhundertlangenden eigenständigen Entwicklung geprägt, reichen ihre ersten urkundlichen Erwähnungen bis weit ins 13. Jahrhundert zurück. Heute präsentieren sich die drei Ortsteile als schicke und attraktive Wohngemeinden mit gut ausgebauter Infrastruktur.

Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe, Ärzte, Apotheke, Lebensmitteläden, Metzgereien, Bäckereien, Supermärkte u. a. m., garantieren die Grundversorgung der Bevölkerung und bieten sichere Arbeitsplätze. Bei den Grundschulen Spesbach und Hütschenhausen liegen kommunale Außensportanlagen, während sich weitere Anlagen in beiden Dörfern selbst, aber auch in den nahen Wäldern befinden. In der Nachbarschaft zu den Grundschulen stehen in Hütschenhausen eine große Sporthalle und in Spesbach eine Mehrzweckhalle zur Verfügung. Zwei kirchliche Kindertagesstätten betreuen die Kinder in Hütschenhausen, in Spesbach wurde Anfang der Neunzigerjahre eine kommunale Kindertagesstätte durch die Ortsgemeinde errichtet.

In den zurückliegenden Jahren wurden einige attraktive Neubaugebiete in exponierter Lage zu erschwinglichen Grundstückspreisen erschlossen. Im Spesbacher Baugebiet „Erste Langgewanne“ stehen schon die ersten Häuser, die Erweiterung nach Osten ist geplant. Für den angrenzenden Dienstleistungs- und Handwerkerpark ist die Umlegung angeordnet. In Hütschenhausen hat der Ortsgemeinderat kürzlich einen Aufstellungsbeschluss für ein neues Baugebiet nördlich der Buchenstraße gefasst.

Trotz der dynamischen Entwicklung der Gemeinde haben sich die Ortsteile ihre historisch gewachsenen Strukturen bewahrt. Großen Wert legt man auf Schutz und Pflege von Natur und Landschaft - mit ein Grund, warum es 1995 der Ortsteil Hütschenhausen bis zum Landesentscheid im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ gebracht hat. Mit dem 1988 eröffneten Bürgerhaus Hütschenhausen und der Renovierung des Dorfgemeinschaftshauses Katzenbach wurden zentrale Einrichtungen für das Gemeindeleben geschaffen. Im Haus der Gemeinde in Hütschenhausen steht den Bürgern auch eine Bücherei zur Verfügung und die Jugend der Gemeinde hat sich im Jugendtreff eigene Räume geschaffen.

Seit 1995 unterhält Hütschenhausen eine sehr lebendige Partnerschaft mit der französischen Gemeinde Précy sur Oise.



Mei Heimatsdorf

Von Anneliese Spicale,
Hütschenhausen

Wann ich mer so das Dorf betracht,
wo ich gebore bin,
ann mir mei Herz im Leibe lacht,
mer doch kä schänres find.

Es leit so schäe am Rand vom Bruch,
dort, wo die Schäfer treiwe,
ach, wann ich könnt, e dickes Buch
möcht' ich do driwwer schreiwe.

So wie bei uns die Glocke klinge,
so schäe is sunschtwo net,
dann möcht ich grad met ihne singe
e Loblied um die Wett.

Un dann betrachte unser Blumme,
die blühn do wunnerbar,
wann im April die Vöchel kumme
un singe, dann is klar:

Was brauche mer dann fremde Länner,
mer bleiwe, wo mer sinn,
ei, unser Dörfche is doch schänner
un unser Heimat owwedrin.

365 Hitschehauser
Schellworde, wie mer
se heitsedaags nore
noch ganz wänich se
heere griecht!

Mundart - vun de Leit in Hitschehauser gebabbelt

Schönheit und Klang
Westricher Mundart
in Schimpfwörtern
und Kraftausdrücken

Zusammengetragen
von Gerd Steigner

Schlawergosch
Bleeder Hund
Driggeberjer
Dusseldier
Grageeler
Hambelmann
Knäwersack
Kores
Lumbepack
Owwerdepp
Gwertreiwier
Rieweschdier
Zoddelbock
Otlef
Babdruschel
Schäälauischer
Babbsack
Gnorwelkopp
Forzlosser
Deppschaan
Labbeduddel

Dreggschleider
Grumbeersack
Hornbause
Säwelhex
Drallewatsch
Pälzer Krischer
Schäreschleifer
Bangerd
Bankrottsgrämer
Mondkalb
Angschdhaas
Schbääbrenner
Grasdaggel
Daawi Nuss
Dickworzel
Grummschdiwewel
Brunnebutzer
Wildsau
Aldi Zerschbel
Duddelabbes
Schlawiner
Dollje
Babbisch Gutsje
Schlabbefligger
Hosselatztiroler
Walddeiwel
Därrabbelisch Gred
Siessi Lewwerschnut
Wutzebuu
Sääfrieme
Schdrahlesel
Weschweib
Sabbelgosch
Flehpere
Säwermaul
Dabbes
Mannsdolles
Rätschweib
Blotzer
Hosseschisser
Kotzbrogge
Dummes Hingel
Bleedmann

Grumbäänischer
Schofeler
Bettsäächer
Schdrunzer
Schloofkopp
Gwadradlatscher
Doldlibbe
Schinnoos
Bohneschdägge
Aarmleicher
Hurrass
Aarsch med Ohre
Massick
Latzeroner
Dreggisch Bachwutz
Liener
Fettwambe
Heggebangerd
Grumbeerpan
Nixnutz
Dreckschbatz
Bleedi Nuss
Griewemaul
Haasehenger
Dickmamsell
Schdrackohrischer
Dickschädel
Haawegugger
Hingelspeeker
Schdinkschdiwewel
Miggeferzje
Alder Schdinger
Gloowe
Däägaff
Raawemodder
Häringsbännischer
Bambelaarsch
Dorfdepp
Raawevadder
Äädarmelicher
Hureforz
Säftel
Heebgedrehder

Schäbmaulischer	Bärschdebinner	Hinnedruffschdeller
Schnabsnaas	Färschdemacher	Läschdermaul
Angschdhaas	Gugguck	Schlawiner
Schdinkbock	Laudrer Adsche	Maulaff
Lätzohrischer	Uuseelischer	Plattkopp
Siesskuche	Schobbeschligger	Linseschbalder
Grindkopp	Geizkraa	Eijerkopp
Heggeschisser	Gniggersack	Diggi Waggewalz
Rorer Säächer	Schdingmorschel	Zorniggel
Mischdschdick	Aldi Ripp	Lijebeidel
Finkgall	Oxekopp	Bachwutz
Dummer Ox	Schdruw welischer	Utschebäbbes
Bleedi Kuh	Freschmaulischer	Atzel
Drunschel	Hunnsforzischer	Flääschlärischer
Alder Fäächer	Schossel	Scheiheilischer
Schdaw wer	Nieselpriem	Ferzmacher
Rinozeros	Schoode	Flindeweib
Gebaschderder	Gifdschisser	Rotznääsje
Gwelgeischd	Hundsbrunser	Hossedolles
Dickkopp	Waldheini	Hingelsdieb
Räff	Kawenzmann	Schdorre
Aldi Schachdel	Affeaarsch	Drambel
Worzelsepp	Hochgeschdochener	Dickpans
Grieweschnaw wel	Dreikäähshoch	Penningsfuxer
Lahmaarsch	Blärrmaul	Langi Ladd
Hinnerfozzischer	Dabbischi Schees	Gwaschdersack
Schdromer	Fixunferdischer	Gaardezwersch
Umgänger	Schlitzohr	Diergweler
Bajass	Raabdigall	Tranfunzel
Gwadschkopp	Neimolklicher	Dollborer
Iw werzwerscher	Kneisel	Grangelaarsch
Klänner Grutze	Dreggsack	Hansworschd
Schlabbgosch	Hambel	Babbisch Greedsche
Aabriner	Lufdigus	Färschdebutze
Glotzkopp	Reibeise	Schwollkopp
Dormeldier	Hausdrache	Grageeler
Rotzleffel	Mollekopp	Schleimscheisser
Dummes Luder	Raudi	Klingebutzer
Laafaarsch	Schreckschraub	Iw werzwerscher
Knebbdreher	Zimberlissje	Daachdieb
Tusnelda	Bajass	Schigaanebuggel
Dorfzeitung	Riewedieb	Gwadradaarsch
Schbitzgligger	Säächgred	Bocksbäänischer

Alder Forzlosser	Sippschaft	Schreckschraub
Ääbscher	Dummi Glugg	Kaardeblädsch
Quacksalwer	Hoschbes	Hechelmaus
Puscher	Driewi Tass	Blärrmaul
Suffkopp	Schbinnefresser	Berrlsack
Krauderer	Zworwelkopp	Schdäggeferschder
Schnorrespeere	Griwewelbisser	Uffgeschwemmer
Vollsauf	Schlooftablett	Flääschkiechelche
Raubautz	Häämdugger	Schloofkopp
Gifdniggel	Rotzbuu	Gesocks
Kaschber	Dormeldier	Emmes
Hochbrunser	Dabbschärl	Dabbischer Freggerd
Quardalseifer	Klärebopp	Babbhannes
Saubeidel	Alder Bäsem	Dibbelbrure
Schlawiner	Labbohrischer	Nasweisischer
Schloofkopp	Bunder Babbegei	Muschgedunner
Dollbatsch	Dorfbäsem	Bäädschweschder
Miesepeere	Hitzkopp	Alder Dunnerkeil
Kohlewutz	Zorlgrämer	Lumbedier
Junger Tutterer	Knewwel	Worschdeler
Schdingschdiw wel	Hingelsbix	Päädchesdreder
Droggeschbauzer	Hoorschbalder	Alder Bäsem
Brulljasmacher	Fixunferdischer	Krawallschachdel
Schuldebuggel	Penningsdrigger	Schobbeschligger
Hunnsforz	Schnääger	Mammekind
Läbscher Hund	Lumbepack	Zeckischer
Ääbsches Weib	Knocherabbeler	Pätzhärnche
Drädinshäbche	Schwolleschee	Butzlumbe
Schdolberhannes	Keeder	Daachdieb
Muschgedunner	Schwammbuggel	Kääsdrigger
Knoschderweib	Kerweegel	Naachdwächder
Belzeniggel	Schäälauischer	Aarschesicht
Schbääbrenner	Hungerleider	Heggebock
Vollgesoffsgi	Schbinadwachdel	Zwerscher Olwer
Aldi Rädsch	Uffgeschdumbder	Dabbischi Gellerieb
Fidschegogeler	Därrammel	Langer Luladsch
Lingsdatsch	Ald Geschdeck	Scheisskerl
Ausgeschlubber	Zischeiner	Dummes Luder
Driggeberjer	Schereschleifer	Färschdebutze
De zwädd Ald	Butzwollkopp	Dummeidel
Drurlichmacher	Aldi Schnebb	Schisser
Dummschwarler	Babbgreed	Schbäckjäächer
Zorlgreed	Schdrubbkopp	Sunndaagsschänner

Teil 5

Erinnerungen an schon lange vergangene Zeiten im Bruch

Zeitzeugen erinnern sich an das dörfliche Leben
rund ums Bruch in den Jahren
vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg

Weihnachten 1931 und ein Baukästchen für 50 Pfennig

Jugenderinnerungen von Berthold Werle †, Katzenbach

In der Woche vor Weihnachten ging mein Vater eines Abends angeblich zu einem Kunden ins Dorf. Um so erstaunter war ich, als ich am anderen Morgen vor der Tür ein Tannenbäumchen erspähte. Meine Mutter sagte: „Gelt Bub, da staunst du, das haben heute Nacht die Englein gebracht.“ Was mir glaubhaft erschien, da es damals im ganzen Dorf keinen Händler gab, der Christbäume verkaufte. Was ich später erfuhr: Die Tannenbäume wurden allgemein aus dem Reichswald unbefugterweise geschlagen.

In der Schule fieberten wir den Weihnachtsferien entgegen. Zum Lernen stand uns der Kopf nicht mehr, was die Lehrerin, Gott sei Dank!, zeitig bemerkte. Der Unterricht plätscherte nur noch dahin, täglich wurde uns eine Weihnachtsgeschichte zu Gehör gebracht, von denen mir heute nur noch eine in Erinnerung ist: „Als ich Christtagsfreude holen ging.“

Kurz vor Weihnachten gab es endlich Ferien, sodass ich das ganze weihnachtliche Geschehen zu Hause aus allernächster Nähe verfolgen konnte. Mutter putzte, werkelte, strickte und backte einen Weihnachtskuchen, während Vater noch für einen Kunden einen Anzug anfertigte, damit vor Weihnachten noch etwas Geld ins Haus kam.

Endlich kam der lang ersehnte Bescherungstag. Nach dem Mittagessen sollte ich zu den Kindern spielen gehen, aber ich hatte keine Lust und blieb zu Hause - in Erwartung der Dinge, die da kamen. Mutter war plötzlich verschwunden und hatte sich im Wohnzimmer eingeschlossen. Ich wollte zu ihr, aber mein Vater sagte: „Bleib nur hier, Mutter kann dich nicht gebrauchen, sie trifft Vorbereitungen für das Christkind.“ Darunter konnte ich mir nichts vorstellen, ich nahm im kindlichen Glauben an, das Christkind kommt vom Himmel und geht von Haus zu Haus, getreu dem Verslein: „Christkind komm' in unser Haus, leer dein goldisch Säckelche aus, stell dein Eselche auf die Mist, bis es Heu und Hafer frisst, Heu und Hafer frisst es nicht, Zuckergebackenes kriegt es nicht.“

Baden in der Zinkwanne

Als Mutter wieder auftauchte, hatte sie einen zufriedenen Gesichtsausdruck, welchem ich entnahm, dass die Vorbereitungen gelungen waren. Nach dem Kaffee wurde in der Küche nochmals richtig eingeheizt, wo ich anschließend in einer hunderter Zinkwanne gebadet wurde. Mit Leib- und-Seel-Unterhosen, gestrickten Strümpfen und dem sonntäglichen

Anzug zwang ich mich zum Abschluss noch in meine genagelten Schuhe, die mit Talk eingerieben und zwei Nummern zu klein waren, was laufend juckende Frostbeulen verursachte. Danach schickte mich meine Mutter zum Begutachten in die Schneiderwerkstatt, wo Vater bei beginnender Dunkelheit letzte Hand an den Anzug des Kunden legte.

Ich blätterte in meinem ersten Lesebuch und Vater fragte so nebenbei, was ich sagen würde, wenn das Christkind unser Haus nicht finden und keine Geschenke bringen würde. Bei dem Gedanken wurde mir flau im Magen, dass so etwas auch geschehen könnte, kam mir noch nicht in den Sinn. Gedrückt schlich ich in die Küche und riskierte einen Blick durchs Schlüsselloch der Wohnzimmertür. Trotz es drinnen dunkel war, glaubte ich ein Licht zu sehen, das mir wieder Hoffnung gab. Mutter zerstreute meine Bedenken und sagte, dass ich erstmals mit zur Christmette um Mitternacht gehen dürfe, was für mich etwas vollkommen Neues war.

Das Baukästchen

Es muss bereits nach 18 Uhr gewesen sein, als Vater den Anzug fertig hatte und sich frohgemut zum Kunden begab. Eine halbe Stunde später war er wieder zurück, sein Gesicht wirkte abgespannt und traurig. Auch Mutter erschrak und ich ahnte sofort, dass etwas nicht stimmte. Vater sagte, der Kunde würde erst nach Weihnachten zahlen und bat Mutter in die Werkstatt, wo sie sich unterhielten. Dann kam Mutter mit verweinten Augen in die Küche. Ich fragte, was los sei und Mutter tröstete mich, ich soll mir keine Gedanken machen, das Christkind komme sicher zu uns.

Vater ging wieder aus dem Haus und lief, als er nach einer gewissen Zeit erleichtert zurückkam, sofort ins Wohnzimmer. Als er herauskam, es mag etwa halb acht gewesen sein, sagte er zu uns, er habe eben gesehen, wie das Christkind mit den Engelein aus dem Fenster entschwunden sei. Darauf nahm mich Mutter an der Hand und wir gingen ins Wohnzimmer, wo ein geschmückter Tannenbaum mit brennenden Wachskerzen stand. Darunter lag ein kleines Baukästchen (zwanzig auf zehn Zentimeter), das nicht eingepackt war, was ich aber vor Freude nicht bemerkte. Vergessen waren die Wünsche, welche ich an meine Mutter herangetragen hatte (den Bauernhof mit zwei Pferdchen und einem Wägelchen bekam ich ein Jahr später mit gesammelten Rabattmarken gekauft).

Soweit ich mich entsinne, bekam Vater ein Paar gestrickte Strümpfe und Mutter ein paar Taschentücher. Vater stimmte das Weihnachtslied „O du fröhliche“ an, von welchem wir nur die erste Strophe schafften. Danach gingen wir zum Essen in die Küche; was es gab, weiß ich nicht mehr, nur eins weiß ich, dass es weder eine Weihnachtsgans noch ein Truthahn war. Nach dem Essen setzten wir uns im Wohnzimmer an den Tisch. Mutter

holte etwas Gebäck, Vater machte eine Flasche von Opas Apfelwein auf, wovon ich einmal kosten durfte. Dann kam der Moment, wo Vater das Baukästchen öffnete und allerlei Kleinteile herausnahm. Er zeigte mir anhand einer Anleitung, was man damit alles bauen konnte (es waren, soweit ich mich noch erinnern kann, zehn verschiedene Häuschen).

Die erste Christmette

Jahre später, diese Weihnacht haftete lang in meiner Erinnerung, hat mir Vater gesagt, dass er von dem Kunden kein Geld bekommen aber man noch kein Geschenk für mich hatte. Auf Mutters Zureden ging Vater, obwohl alles geschlossen war, zu dem einzigen Ramsteiner Kaufmann, der Spielwaren führte. In der Küche schilderte er seine Lage. Der Mann zeigte wenig Erbarmen und sagte, alle Spielwaren seien ausverkauft. Trotzdem ging dessen gute Frau in den Laden und kam mit dem Baukästchen, das damals 50 Pfennig kostete, zurück: Weihnachten war gerettet.

Mit Bauen und Spielen verbrachten wir den Abend und liefen schon kurz nach 23 Uhr zur Christmette in die Kirche, die voller Menschen war, so dass ich kaum die Vorgänge am Altar verfolgen konnte. Trotzdem war ich froh und glücklich, dass das Christkind auch zu mir gekommen war.

Nie mehr habe ich den Bescherungsabend so intensiv erfahren wie 1931 im Alter von beinahe sieben Jahren. Welche Armut damals herrschte, wurde mir erst viel später bewusst.

Frühjahr 1945: Endlich Frieden - aber noch schlechte Zeiten nach dem verlorenen Krieg

Erste Erinnerungen eines Vierjährigen
erzählt in neun Begebenheiten von Gerd Steigner, Gambach

In der Zeit von meiner Geburt im Kriegsjahr 1941 bis ins Jahr 1963 habe ich mit den Eltern bei meinem Großvater Adolf Vogelgesang, genannt „Filippeersch Adolf“, und meiner Stiefgroßmutter, der „Luwisbaas“, in deren Haus auf dem Matzenberg in Hütschenhausen gewohnt. Da meine Mutter als Landhebamme berufsbedingt selten zu Hause und mein Vater zuerst im Krieg an der Front und später in Gefangenschaft war, mussten deshalb gezwungenermaßen meine Großeltern auf mich aufpassen. Die Stiefgroßmutter war aber nie so richtig gesund und ist auch schon bald nach dem Krieg gestorben. So kam es, dass mein Großvater für mich auch noch gleichzeitig Mutter und Vater war.

„Arschbackesupp“ in Katzenbach

Viele Erinnerungen an den Krieg habe ich nicht. Ich war mit den knapp vier Jahren einfach noch zu jung, um die Ereignisse jedes einzelnen Tages im Kopf zu behalten. So sind bei mir wahrscheinlich nur die wichtigsten oder aufregendsten Geschehnisse aus dieser Zeit hängen geblieben.

Diese eine Sache beispielsweise hat sich mir schmerzlich ins Gedächtnis eingepägt: Es war im Frühjahr 1945, kurz vor dem Kriegsende. Alliierte Bomber und ihre Begleitjäger flogen schon tagelang wie noch nie. Am Morgen gab es wieder Luftalarm, was ich aber nicht bemerkt hatte, weil der Himmel „feindfrei“ war. Ich saß ganz allein zu Hause und wartete auf die Rückkehr meiner Mutter, die in Katzenbach „wickeln“ war.

Vor Langeweile lief ich zu „Ellese Katsche“ um ihr beim Gras abladen zu helfen, wurde aber von ihr wieder nach Hause geschickt. Weil meine Mutter immer noch nicht da war, dachte ich mir, sie würde sich freuen, wenn ich ihr ein Stück entgegengehe. Im Krämel fiel mir auf, dass heute überhaupt keine Leute auf der Straße sind, ging aber dennoch weiter. In Spesbach das gleiche Bild: auch hier war alles menschenleer. Da bin ich Mutter noch ein Stück entgegengegangen und war auch bald darauf in Katzenbach angekommen.

Schon gleich am ersten Haus, beim Schenkel-Hugo, war ihr Fahrrad mit dem breiten Gepäckträger angelehnt. Ich ging hinein - kein Mensch hatte damals über Tag seine Haustür abgeschlossen - und in Erwartung des dicken Lobes, dass so ein kleiner Junge schon alleine nach Katzenbach laufen kann, klopfte ich an der Küchentüre an. Drinnen wurde es erst mucksmäuschenstill, dann war ein zaghaftes „Herein“ zu hören.

Die Tür war noch nicht ganz offen, da hatte ich auch schon mein rechtes Ärmchen zum Hitlergruß erhoben. In der Küche saßen einige Frauen, die vom Fliegeralarm überrascht wurden und sich jetzt nicht nach Hause trauten. Sie waren baff vor Schreck; mit mir hatte niemand gerechnet. Mutter fing sich als erste und statt des erhofften Lobes gab es erst einmal kräftige „Arschbackesupp“. Doch so schlimm war es auch wieder nicht, die Tränchen waren bald getrocknet und alle Anwesenden waren froh, dass die Sache noch einmal glimpflich ausgegangen war.

Ein Nachbarmädchen, die achtzehnjährige Katharina Westrich, war vor einigen Tagen mit zwei Kühen unterwegs. Am Friedhof in Hütschenhausen wurde sie von einem amerikanischen Begleitjäger aus der Luft angegriffen und getötet. Das hätte mir unterwegs auch passieren können.

Wir mussten in Schenkels so lang warten, bis die Dämmerung herein gebrochen war. Erst danach fuhr uns ein Landser, der in Katzenbach einquartiert war (oder war es der Onkel Hilpert, ich weiß es nicht mehr), mit seinem getarnten Militärlaster zurück nach Hütschenhausen.

Die Jagd nach dem Kartoffelkäfer

Einige Wochen später, ich glaube der Krieg war gerade beendet, mussten sich alle arbeitsfähigen Bürger - von jeder Familie mindestens einer - vor dem Bürgermeisteramt melden. Es wurde ihnen erzählt, im vergangenen „Hungerwinter“ seien Millionen Frauen, Kinder und Alte gestorben, weil der Amerikaner aus der Luft den Kartoffelkäfer über dem ehemaligen Deutschen Reich abgeworfen hat. Der fraß das Kraut so ratzekahl ab, dass keine einzige Kartoffel - in dieser Zeit das Hauptnahrungsmittel - mehr zu ernten war. Damit es dieses Jahr nicht wieder passiert und weil es kein Gift gab, wird Schlag 10 Uhr in ganz Deutschland die Bekämpfung des Kartoffelkäfers durch das Absammeln von Hand durchgeführt.

Zusammen mit meiner Mutter und anderen Leuten war ich für einen Acker in der Hohl, gleich hinter der Flakhalle, eingeteilt. Dort bekam ich ein Fläschchen mit Flüssigkeit an einer Schnur um den Hals gehängt und in dieses musste ich die von mir gefundenen Käfer, Larven und Eier hineinstecken. Jung und Alt, Groß und Klein, gingen durch die Reihen der Kartoffeln und lasen alles ab, was sie sahen. Die ersten Leute fingen an, sich ihr Kreuz zu halten und gingen öfter an den Feldweg, weil sie sich unterwegs nicht zu bücken brauchten. Mir jungem Tutterer ging es da schon besser, ich hatte gerade die richtige Größe und konnte daher meine Arbeit fast ausschließlich im Stehen erledigen.

In der Mitte eines Feldweges wurde der Inhalt der Flaschen auf einen Haufen geschüttet und ein Bauer trat alles, was jetzt noch lebte, mit seinen genagelten Schuhen zu Brei. Dann hing man sich die mit frischer Flüssigkeit gefüllte Flasche wieder um den Hals, ging zurück zwischen die Kartoffelreihen und hat so lange weitergemacht, bis der Acker sauber abgelesen war. Weil aber auf den übrigen Äckern ebenfalls gearbeitet wurde, war innerhalb eines Tages die Gemarkung von Hütschenhausen so gut wie frei vom Kartoffelkäfer. Es müssen aber trotzdem noch viele überlebt haben, sonst hätte man in späteren Jahren das E 605 und andere chemischen Gifte zu seiner Bekämpfung nicht gebraucht.

Ob unsere Aktion wenigstens in diesem Jahr der Kartoffel etwas genützt hat, weiß ich nicht mehr, aber dass wir keine Bezahlung erhielten, weiß ich noch genau. Die Hauptsache war doch, dass die armen Kinder im nächsten Winter wieder etwas zu Essen hatten und nicht verhungern mussten, wie im letzten Jahr. Eines will ich in diesem Zusammenhang der Jugend noch in ihr Stammbuch schreiben: Das ist das beste Beispiel dafür, dass schon ein vierjähriger Junge, der wahrscheinlich nicht das nahrhafte Essen bekam wie die Kinder heute, ohne Bezahlung körperliche Arbeit verrichten kann, ohne den geringsten Schaden zu erleiden. Wir haben alle unsere Pflicht gerne erfüllt und keiner hat sich gedrückt.

Wie der Kaugummi nach Hütschenhausen kam

Am Ende des Krieges im Mai 1945 knapp vier Jahre alt, hatte ich vom Einmarsch der Alliierten in unser Dorf nicht viel mitbekommen. Sie waren, von der Normandie über Saarbrücken zum Rhein vorstoßend, plötzlich im Ort präsent. Immer wieder befuhren Amerikaner mit Jeeps und Lkw die Hauptstraße. Vor allem die Neger warfen uns Knirpsen Kaugummi und auch Schokolade zu. Unser Erstaunen war groß, keiner hatte vorher jemals Kaugummi gekaut, oder Schwarze gesehen, die für uns alle gleich aussahen. Um mehr Süßigkeiten zu erhaschen warteten wir den ganzen Tag lang auf Geräusche nahender Fahrzeuge, um dann schnell zur Straße zu laufen, wo wir im Chor „Kau-Kau“ riefen und so ausdrückten, was wir von den Amis erwarteten. Nach ein paar Tagen war es wieder vorbei mit Kaugummi und Schokolade. Die Autos mit dem weißen Stern fuhren immer noch, aber unser vielstimmiges Rufen fand fortan kein Gehör mehr, es kam kein „Kau-Kau“ mehr geflogen.

Als ich 1977 in New York weilte, sprach mich in Manhattan ein älterer Herr an. Er stellte sich als Weltkrieg-II-Veteran vor, hatte meinen Dialekt erkannt, auch wo er diesen vor Jahrzehnten gehört hatte und bat um eine Unterhaltung. Es ergab sich, dass er 1945 als Feldwebel vorrückender Einheiten durch unser Dorf gefahren war. Er konnte die Sache mit den Wurfgummis voll und ganz bestätigen. So klein ist die Welt.

Nächtliche Ausgangssperre

Nach einiger Zeit wurden die Amerikaner als Besatzer von Franzosen abgelöst, welche die Pfalz und das Rheinland für sich beanspruchten. Ihre Truppen bestanden hauptsächlich aus Marokkanern. Überwiegend in Miesau, beim Munitionsdepot stationiert, nannte sie die Bevölkerung nur „die Mockscher“. Über diese Soldaten freute sich ganz besonders der SV Miesau, dessen erste Fußballmannschaft fast ausschließlich aus Marokkanern bestand. Mit dem ungewöhnlich gelenkigen und liebevoll „Gummimännchen“ titulierten Torwart war das Team in der A-Klasse Mitte jahrelang fast unschlagbar.

Wenn sie nicht Fußball spielten, fuhren die Marokkaner Streife, auch um die von der Militärverwaltung verhängte nächtliche Ausgangssperre zu überwachen. Dieses Ausgehverbot von 20 bis 6 Uhr galt bei der Bevölkerung stets als Dorn im Auge und man ersann Mittel und Wege, sich am Abend dennoch treffen zu können. Ausnahmegenehmigungen gab es nur für Ärzte, Schwestern, Hebammen und Pfarrer. Sein Haus ohne Genehmigung durch die Vordertür zu verlassen war riskant, die Gefahr der Entdeckung zu groß und die Strafe zu hoch.

Aber durch die Hintertür in den Garten schleichen war eine Möglichkeit. Ein enger Durchschlupf im Zaun gewährte Zutritt zum Nachbargarten, welcher wiederum ein Loch zum nächsten Nachbarn aufwies. So umging man auf dem Matzenberg das abendliche Ausgehverbot. Mit der Zeit aber wurden die Leute leichtsinnig und so traf man sich an einem Sommerabend in der Kirchengasse bei Alois Druck auf dem Hof. Sicht auf die etwa 100 Meter entfernte Hauptstraße bestand nur durch den kaum einen Meter breiten „Reil“ zum Anwesen Karl Färber.

Es war schon dunkel, als in besagtem „Reil“ für Sekundenbruchteile die Lichter eines auf der Hauptstraße patrouillierenden Jeeps aufblitzten. Gesehen hatte die Streife bestimmt nichts, doch den von einer erschrockenen Nachbarin ausgestoßenen schrillen Schrei hatte sie wohl gehört und sah sich veranlasst, das Viertel um die katholische Kirche zumindest an diesem Abend nicht mehr aus den Augen zu verlieren. Nach Hause hat sich in dieser Nacht niemand mehr getraut, auch nicht auf den altgewohnten Schleichwegen durch die Gärten. Aber es war noch einmal glimpflich abgelaufen und von nun an war man wieder vorsichtiger.

Das Gretelchen mit seinem einen Bein

Damit wir auch immer etwas zum Essen bekamen, hat meine Mutter den Garten hinter unserem Haus und mein Großvater in der Maulsbach, an der Gemarkungsgrenze, zwei handtuchbreite, steinige Äckerchen Jahr für Jahr gepflanzt. Etwas näher, gleich am Dorfrand, gegen den Schachen zu, lag eine genau so schmale Wiese, die auch noch sein Eigen war. Dies alles war ausreichend und auch Grundlage, um nebenher noch ein Schwein zu mästen und ein paar Hühner und Hasen zu halten.

In der Tür vom Schweinestall befand sich auch das „Hingelsloch“ mit Schieber. Da schlüpfte das Federvieh abends hinein und der Schieber wurde verschlossen. Damit hat man verhindert, dass die Hühner über Nacht Besuch von Fuchs und Marder bekamen. Ansonsten hatten sie freien Auslauf, suchten den ganzen Tag nach einer Gelegenheit zum Scharren und Picken und ließen überall ihren Hühnerdreck zurück.

Sie brauchten nicht wählerisch zu sein, alle Höfe waren ja offen, auf den Straßen lagen Pferdeäpfel und wenn jemand vergessen hatte, die Gartentür zu schließen, scharrrten sie am liebsten in den frisch eingesäten Beeten. Das war den Leuten überhaupt nicht recht; mit allen Mitteln versuchten sie, die Hühner zu verjagen. So kam eines Tages das Gretelchen, so hieß ein Huhn, nach Hause und hat getrauert. Wir dachten, das würde sich wieder geben. Am nächsten Tag hat es Großvater genauer untersucht. Es hatte sich ein Bein gebrochen, als es vom Nachbarn, dem Ziegler-Fritz, mit einer Stange aus dem frischen Erbsenbeet im Garten verjagt wurde.

Großvater schnitzte mit seinem Taschenmesser passende Hölzer zurecht, mit denen er das Bein schiente und schon fraß das Gretelchen wieder. Ich wollte ihm etwas Zusatzkost verschaffen um die Heilung zu beschleunigen und ging mit den großen Buben in „Metzjersch Wäldche“, um Maikäfer zu fangen. Davon wurden manchmal die Hühner zum Brüten angeregt, sie sollten „glucksisch“ werden.

Nach zwei Wochen entfernte Großvater die Schiene, doch zwischen den Hölzern lag auch das abgefallene Bein. Jetzt war unser Gretelchen auf einmal Invalide und sollte, um ihm unnötige Qualen zu ersparen, am Sonntag in der Suppe landen. Nicht sofort, erst wollten wir es ein paar Tage beobachten, schließlich waren die schönsten und dicksten Eier von ihm. Außerdem kehrten Tausende von Soldaten mit einem Bein oder Arm aus dem Krieg zurück und wurden auch nicht geschlachtet. Aus den paar Tagen wurden ein paar schöne Jahre, in denen das Gretelchen auf seinem einen Bein gesund und munter durch sein Hühnerleben gehinkt ist.

Do werd die Wutz geschlacht

Der Sommer war vorbei, im Bruch zeigten sich schon erste Nebel und so langsam ging es auf den Winter zu. Es war jetzt Friede, die Zeiten wurden ganz langsam etwas besser. Man musste seine Sau nicht mehr „schwarz“ schlachten, und sogar die steinigen Äcker in der Maulschbach erbrachten etwas Korn und Weizen für Mehl und vierzehn Zentner Kartoffeln.

Großvater meinte nun, man könne nie wissen, wie hart der Winter wird und statt die paar Kartoffeln an unser Schwein zu verfüttern, sollten wir die Wilma, so hieß die Vierzentnersau, demnächst schlachten. Da war ich dagegen, weil ich sie schon in Miesau auf dem Ferkelmarkt kennen gelernt und seither viel mit ihr gespielt und sie auch oft gefüttert hatte. Es war nichts zu machen; dem Bischoff-Daniel, unserem Metzger, wurde Bescheid geschickt. Der ist auch gekommen, hat sich die Sau betrachtet und war der Meinung, er könne sie morgen schlachten, wir müssten aber erst das für eine Hausschlachtung benötigte Gerät zu uns schaffen.

Flugs hat Großvater am selbst gebauten Dummelwagen (mit geschlossener Bordwand, im Gegensatz zum Leiterwagen), die Achsen geschmiert, dann fuhren wir zur Schanzer Mühle, weil dort die Muhl (Brühmulde) stand. Auf dem Rückweg luden wir bei Appels Alma noch ein Eehlschild (an der Ackerwaage eingehängtes Zugholz mit Haken zur Aufnahme des Zuggeschirrs) und Ketten auf. Eine starke Leiter hatten wir selbst zu Hause, Holz und Kohle zur Feuerung waren auch genug vorhanden.

Am nächsten Morgen krochen wir beizeiten aus den Federn. Mutter hat den Küchenherd kräftig eingeheizt, zwei Einkochapparate voll Wasser aufgestellt, Gewürze, Schüsseln, Töpfe gerichtet und alles noch einmal

gespült. Mir blieb die Aufgabe, für Heizmaterial zu sorgen. Großvater hat seine Fleischhaken geholt und auch die Schlachtmesser gewetzt. Danach ging er hinaus, hängte die äußere Stalltür aus und legte sie zum Schutz auf den Boden, damit die Wilma später nicht im Staub liegen muss. Nach dem Kaffeetrinken erschien der Bischoff-Metzger auf seinem Fahrrad, hat sein Werkzeug gerichtet und auch gleich den Schussapparat fertig gemacht, damit nachher alles schnell geht.

Die Wilma bekam den Saustrick ums Hinterbein und wurde aus dem Stall geführt. Bevor sie merkte, was ihr geschah, machte es peng, sie lag auf der ausgehängten Tür und zuckte ein letztes Mal mit ihren Beinen. Der Metzger stach sie ab, Mutter fing in einer flachen Schüssel das Blut auf und schüttete es in einen Eimer, wo es Großvater rührte. Weil wir aber mehr Blut brauchten, musste ich das Ringelschwänzchen die ganze Zeit über bearbeiten, wofür mich der Metzger sehr gelobt hat, da die Wilma durch meine Arbeit fast drei Schoppen Blut zusätzlich gegeben hat.

Ich legte die Ketten über die Mulde, die Männer schafften Wilma hinein, begossen sie mit kochendem Wasser. Durch abwechselndes Ziehen an den Ketten wurde sie in der „Muhl“ gewälzt, dabei so lange gebrüht und geschabt, bis alle Borsten entfernt waren. Jetzt hat es nicht mehr lange gedauert und die Wilma hing mit den Hinterbeinen nach oben in zwei Teilen an der Leiter, auf jeder Seite von dem „Ehlschild“ eine Hälfte.

Ich hatte das Feuer gut geschürt, weshalb auch schon bald Wellfleisch und Sauerkraut auf dem Tisch dampften. Ein Grund für uns, Pause zu machen. Großvater hatte ein Bäckchen und die „Schniss“ auf dem Teller liegen, ich das Schwänzchen. Nachher ging es weiter. Speck wurde in Würfel geschnitten, ein Teil des Fleisches kam in die Lake im Ständer, ein anderer in Dosen, ein Hinterschinken wurde eingesalzen, um ihn bei Appels Alma in die Räucherammer zu hängen. So wurde die Wilma an der Leiter immer weniger und weniger, bis nichts mehr von ihr da war.

Scheinbar hatte ich ihm öfter im Weg gestanden, deswegen schickte mich Metzger Bischof zur Schanzer Mühle, weil er dort seinen „Speckhobel“ vergessen hatte. Das hat mein Nachbar, der Schäfer-Sepp, mitbekommen und zu mir gesagt, ich bräuchte den weiten Weg zur Mühle nicht zu machen, er hätte noch einen solchen Hobel zu Hause, den könnte ich bekommen. Stolz bin ich dann mit dem eingewickelten Backstein unter dem Arm flugs nach Hause gegangen. „Du warst aber schnell wieder zurück!“ hat es geheißt. Ich behielt mein Geheimnis für mich und der Speckhobel wurde dann doch nicht gebraucht. Metzger und Großvater schmeckten den Wurstteig ab und riefen mich zu sich: „Komm her, mein Knecht, weil du so fleißig bist, bekommst du jetzt auch eine große Wurst angemessen.“ Und ehe ich mich versah, hatte ich auch schon einen „Schnorres“ von einem Ohr bis zum anderen.

Die meiste Wurst füllen wir in Dosen, weil sie sich so länger hält. Diese werden, wie auch die Fleischdosen, am Tag darauf gedeckelt und von mir im Dummelwagen in Appels gefahren, um sie im Viehkessel zu kochen. Sein ausgetauschter kupferner Einsatz nimmt viel mehr Dosen auf, als unser größtes Gefäß, deshalb geht das Einkochen bedeutend schneller.

Ein Teil der Wurst kommt in Därme. Der Metzger kochte sie im „Hawe“ auf dem Küchenherd. Da die Wurstsuppe sonst zu dünn geraten würde, rutschte ihm beim Umrühren ab und zu sein Metzgermesser aus, so dass ein paar der Würste aufplatzen. Wurstsuppe allein hält bekanntlich nicht lange satt, deswegen legt Mutter gleich noch einige der schlachtfrischen Koteletts in unsere größte Pfanne. Daran haben wir uns alle ganz schön „gelatzt“! Nachher trug ich noch, gleich mit zwei Kannen, Wurstsuppe sowie Leber- und Blutwürstchen in der Nachbarschaft aus.

Für mich war ein langer Tag vorbei, die Erwachsenen aber mussten noch das fettige Geschirr spülen und Ordnung schaffen. Mutter merkte, dass ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und hat mich ungewaschen ins Bett gesteckt. Warum auch die Arbeit mit dem Waschen? Die Hände waren ja noch einigermaßen sauber und morgen mache ich mich doch wieder schmutzig. Außerdem wird man von kaltem Wasser wieder unnötig munter. Ich war aber so müde, kaum war der Hintern auf dem Laken und der Kopf noch nicht im Kissen, da schlief ich auch schon.

Am Morgen sollte ich ausschlafen, wurde aber wach, weil Großvater im Hof gehämmert hat. Die ausgehängte Stalltür war von Blut und Wasser verzogen und er musste sie erst richten, damit sie sich einhängen ließ. Mutter war in der Nacht gerufen worden und in der Küche sah es trotz Aufräumen noch arg aus. Die Grieben mussten ausgelassen, die Dosen gedeckelt und fortgebracht werden. Es wartete ein ganzer Haufen Arbeit, doch heute Morgen wollte ich endlich kurz mit der Wilma ihrer Saublase spielen, bevor sie ganz eingetrocknet war.

Mein Vater kehrt aus Krieg und Gefangenschaft heim

Wir kamen gut über den Winter, hauptsächlich, weil wir satt zu essen hatten. Die Kartoffel hat dabei eine große Rolle gespielt. Morgens schon „Muckefuck“ (selbst gebrannter Kornkaffee) mit auf der blanken Herdplatte gerösteten Kartoffelscheiben, mittags „Gequellte un weißer Käs“, abends eine Schüssel „Hoorische“ mit ausgelassenen Grieben, damit sie besser gerutscht sind. An Sonn- und Feiertagen gab's mal Fleisch oder Wurst, aber ganz sparsam, beides wurde wie von selbst immer weniger. Arbeit in Haus und Garten gab es wenig, nur im Januar 1946, als es schon lang gefroren war, holten wir mit dem Fuhrwerk von Appels Alma ein paar Ster Holz aus dem Wald, das der Großvater im Herbst „gemacht“

hatte. Das war nur bei Frost zu machen, da sonst das schwere Fuhrwerk bis an die Achsen im Moorboden der Waldwege versunken wäre. Im Frühjahr hat Mutter wieder den Garten und Großvater die schmalen Äcker in der Mauschbach bestellt. Dafür hat er die Pferde von Appels Alma benötigt und zum Ausgleich dort das ganze Jahr über in Haus, Hof und Feld gearbeitet. Einmal wollte er, um das Fuhrwerk abzubremsen, die Micknick (Bremskurbel) zudrehen und musste dazu abspringen, um an das Wagenende zu gelangen. Beim Sprung kippte sein Sitzbrett, fiel ihm hinterher und traf sein Kreuz. Er brach sich beide Arme, weil er beim Sturz noch die Peitsche in der Hand behielt und sich deshalb nicht richtig abfangen konnte. Das war vielleicht ein Bild, mein Großvater mit beiden Armen in Gips. Es ist aber später wieder geheilt.

Jetzt ist bereits Frühsommer und vorgestern war Beckschlossers August, der Holzschneider, nach Feierabend auf dem Hof und hat mit seiner selbst zusammengebauten mobilen Bandsäge unser Holz klein gemacht. Die Holzklötze wurden einfach auf einen Haufen geworfen, da wir sie in den nächsten Tagen zerhacken wollten, falls das Wetter hält.

Es war ziemlich heiß für die Jahreszeit, deshalb begannen wir zeitig am Morgen mit der Arbeit, um der Mittagshitze aus dem Weg gehen zu können. Der Großvater spuckte in die Hände, griff nach seiner frisch geschärften Axt, begann die Klötze zu hacken und ich habe die Scheite in einem alten Kartoffelkorb aus Weide gesammelt bis dieser voll war.

Kurz bevor es elf Uhr geläutet hat, wir wollten gerade damit anfangen, die Holzscheite zum Trocknen aufzusetzen, kam eine Frau auf einem Fahrrad mit Gesundheitslenker und weißem Ende des hinteren Schutzbleches, wie es im Krieg Vorschrift war, auf unseren Hof gefahren. Ich kannte die ältere Frau nicht, habe auch nicht verstanden, was sie sagte, aber gleich gemerkt, dass sie wild mit den Armen gefuchelt und dabei immer wieder ganz aufgeregt in Richtung Hauptstuhl gezeigt hat.

Da ist etwas passiert, konnte ich gerade noch denken, da packte mich Großvater auch schon am Schlafittchen, zog mich ins Haus, füllte in der Küche die Waschschüssel, um mir mit seinem Schwamm und Kernseife das Gesicht, die harzigen Hände und die schmutzigen Beine zu waschen. Danach hat er sich, um Wasser zu sparen, in meiner Dreckbrühe selbst „ranscheert“, ging in den Stall, hat sein Fahrrad aufgepumpt, mich auf die Stange gesetzt (sein Gepäckträger war an Mutters Fahrrad montiert, da ihr eigener kaputt und ein neuer nicht zu fuggern war), und fuhr mit mir, was bist du, was hast du, vom Matzenberg in Richtung Hauptstuhl.

Kaum waren wir aus dem Dorf heraus, fiel mir ein schwächlicher, dafür umso schmutziger und verschwitzter Kerl auf, der in einer zerlumpten Wehrmachtsuniform mit aufgerissenen Knobelbechern ungefähr in der

Kurve am Schwarzbach lief. Großvater schien ihn jetzt ebenfalls bemerkt zu haben, denn er trat noch schneller in die Pedale und ich glaube, der entgegenkommende Soldat begann nun auch, sich zu beeilen.

Als wir zusammentrafen - Großvater fing bestimmt schon hundert Meter vorher an, etwas zu rufen - hob er mich schnell von der Stange, ließ sein sonst sorgsam gehütetes Fahrrad mitten auf der Straße fallen und nahm den schmutzigen Kerl in seine Arme. Das hat aber nicht lange gedauert, denn jetzt war ich an der Reihe. Ich wurde gedrückt und geherzt (möchte wissen, warum ich vorher gewaschen wurde), Großvater sagte noch zu mir, das wäre mein Vater, aber ich habe das alles nicht verstanden.

Der Kerl behielt mich einfach auf dem Arm, notgedrungen hielt ich mich an seinem Schmutzhals fest. Großvater schnappte sein Fahrrad, und wir gingen wieder ins Dorf zurück. Beim „Hannasche“ hatte ich noch die Hoffnung, der Kerl würde mich jetzt wieder auf den Boden lassen und ab ins Unterdorf marschieren. Doch Pfeifendeckel, die Hoffnung trug und mein Großvater nahm ihn doch tatsächlich mit zu uns nach Hause.

Dort zog er erst mal die Knobelbecher aus und ich staunte nicht schlecht. Erstens, weil seine Füße vor Schmutz starteten, zweitens, weil an seinen Dreckfüßen keine Strümpfe, sondern löchrige Fußlappen waren. Mein Großvater stellte unsere „hunderter Brenk“ voll Wasser zum Erwärmen in die Sonne. Der Barfüßige holte sich das Schoppenblech (woher der nur wusste, wo unser Schoppenblech hängt?), füllte es und trank es in einem Zug leer, solch einen Durst hatte er. Dann ging er in das Schlafzimmer von Mutter, kam aber gleich wieder mit frischer Wäsche auf dem Arm zurück. Zum Glück war Mutter bei einer Geburt in Katzenbach, sie hätte ihm bestimmt etwas anderes erzählt. Wir hatten ihr aber schon Bescheid geschickt, nur konnte sie von der Geburt nicht weg.

Das Wasser in der „Brenk“ war warm genug, die Luwisbaas hatte noch irgendwo ein kleines Stück Seife versteckt, das reichte, um den Kerl von Kopf bis Fuß einzuseifen und abzuschrubben. Als er frische Zivilkleider angezogen hatte, erkannte ich ihn fast nicht mehr. Er sah jetzt richtig gut aus, wirkte mit seinen knapp 34 Jahren auch nicht mehr so alt und hat mir jetzt schon besser gefallen. So könnte ich mir meinen Vater vorstellen.

Die Luwisbaas holte aus dem Garten einen Kopf Salat, schälte Kartoffeln, und weil doch heute ein Feiertag war, stiftete sie noch je ein Stück von unserer luftgetrockneten Leber- und Blutwurst. Das war ein (verspätetes) Mittagessen wie schon lange nicht mehr! Nur schade, dass meine Mutter nicht dabei sein konnte. Sie kam erst später heim, hatte aber an diesem Abend nicht mehr viel von ihrem Mann, weil sich zwischenzeitlich im Dorf herumgesprochen hatte, dass der „Ammebaas ehr Kurt“ aus der Kriegsgefangenschaft abgehauen und heute heimgekehrt ist.

Da wollte ihm halt die Nachbarschaft die Hand schütteln und ihn in der Heimat willkommen heißen. Bevor wir schlafen gingen, zeigte mir meine Mutter noch ein paar Bilder, auf denen mich ein Soldat auf seinem Arm hält, der genau so aussieht wie derjenige, der jetzt bei uns ist. Von ihm hatte sie mir früher schon öfter erzählt und gesagt, dass er mein Vater sei. Er würde jetzt für immer bei uns bleiben und dürfte ab sofort auch bei ihr schlafen. Da ich heute Nacht auch nicht alleine schlafen wollte, bin ich schnell zur Luwisbaas ins Bett geschlüpft.

Als ich am Morgen aufwachte, war ich mit der Luwisbaas ganz allein im Haus. Nur auf dem Küchentisch stand eine benutzte Kaffeetasche mehr als gewöhnlich. „Aha“, hatte ich mich schon gefreut, „es hat ihm also doch nicht gefallen bei uns. Er hat noch schnell eine Tasse vom Muckefuck getrunken und ist dann wieder verschwunden, wahrscheinlich zurück in seine Kriegsgefangenschaft.“ Die Luwisbaas hat mich aber wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt und mir erklärt, dass heute der Großvater in Appels arbeiten gegangen wäre und die Mutter nach Katzenbach sei um zu wickeln. Der Vater wäre ein Stück mit ihr gefahren, weil er in Spesbach bei „Schreinersch“ nach Arbeit fragen wollte.

Die hat er beim Christmann-Hermann auch bekommen und von seinem ersten verdienten Geld das Holz gekauft, um damit ein eigenes neues Schlafzimmer zu schreinern. Die Eltern schliefen nämlich die ganze Zeit über noch in einem Bett. Es war daher vordringlich, diesen unmöglichen Zustand zu beseitigen, weil Mutter oft mitten in der Nacht gerufen wurde und Vater, der ja auch seinen Schlaf dringend brauchte, dadurch immer wieder gestört wurde. Das neue Schlafzimmer aber wurde von ihnen über 40 Jahre lang hoch in Ehren gehalten, sie schliefen darin bis zu ihrem Lebensende und waren nur schwer davon zu überzeugen, dass ab und zu auch einmal neue Matratzen nötig sind.

Am Schluss blieb von dem Holz noch so viel übrig, dass es reichte, um für mich ein kleines Dummelwägelchen zu bauen. Das hat mein Vater mit der restlichen Schlafzimerfarbe gestrichen und mir zu meinem fünften Geburtstag geschenkt. Zum ersten Mal bekam ich so zum Geburtstag überhaupt ein Geschenk. Damit war auch das Eis gebrochen. Ich hatte seit diesem Zeitpunkt meinen Vater erst so richtig ins Herz geschlossen und war froh, dass er jetzt für immer bei uns in der Familie blieb.

Doch wie es im Leben ist, wurde auch bei uns wahr, was sonst die Leute nur behaupten: Immer dann, wenn ein neues Leben in ein Haus kommt, muss ein anderes weichen. Obwohl damit mehr oder weniger die Geburt eines neuen Erdenbürgers gemeint ist, hat sich auch die Luwisbaas daran gehalten und ist am 18. August 1946, grad einen Tag nach meinem fünften Geburtstag gestorben. Meinem Vater aber war es eine Ehre, für sie den

Sarg zu schreinern; das durfte sonst kein anderer machen. Drei Tage nach ihrem Tod begruben wir die Luwisbaas. Viele Leute begleiteten sie zu ihrer letzten Ruhestätte. Von ihrem Grab zurückgekehrt, waren wir doch wieder nur zu viert im Haus. Langsam ist dann auch wieder der Alltag bei uns eingekehrt, die Erwachsenen gingen wie eh und je ihrer Arbeit nach, auch mein Vater hat sich nach und nach wieder an das Zivilleben gewöhnt und sich von den Folgen von Krieg und Gefangenschaft erholt, nicht zuletzt auch dank der Nahrung, die der Garten hinterm Haus und die schmalen Steinäckerchen in der Maulschbach hervorbrachten.

Ein Jahr darauf begann mein Vater, nochmals die Schulbank zu drücken, um sich auf die Meisterprüfung vorzubereiten. Das war leichter gesagt als getan, denn die lange Pause durch Krieg und Gefangenschaft hatte doch ein paar theoretische Wissenslücken bei ihm hinterlassen. Mit Hilfe des pensionierten Berufsschuldirektors Lickteig aus Landstuhl konnte er diese Lücken wieder schließen (bezahlt wurde mit „Fressalien“) und drei Jahre später mit Erfolg seine Meisterprüfung ablegen.

Meine Mutter übte weiterhin ihren erlernten Beruf aus. Die Ausbildung zur Hebamme hatte sie in Würzburg genossen, weil die Pfalz damals zum Königreich Bayern gehörte. Sie hatte einen schweren Beruf gewählt, war Tag und Nacht, bei Wind und Wetter auf nur zum Teil befestigten, schlecht beleuchteten Straßen unterwegs, was oft zu Stürzen führte. Am schlimmsten war die Zeit gleich nach dem Krieg für sie. Als die Männer wieder heimkehrten und viele Kinder geboren wurden, kam sie einmal 13 Tage an einem Stück überhaupt nicht nach Hause.

Bescherung mit Hindernissen

Der Abreißkalender zeigt das Jahr 1946 an. Die Zeiten sind ein bisschen besser geworden, das Leben scheint sich langsam zu normalisieren. Wer einen Garten sein Eigen nennt, ist die Sorgen um das tägliche Sattwerden weitgehend los. Von der Bahnstrecke in Hauptstuhl streben immer öfter Kriegsheimkehrer in ihren zerlumpten Uniformen dem Heimatdorf zu. Ausgemergelt, krank und hungrig kommen sie aus unterschiedlichen Gefangenenlagern, teilweise - so wie in diesem Sommer mein Vater - nach monatelangen Bahn- und Fußmärschen sogar aus Sibirien. Aber sie sind glücklich, noch am Leben und zu Hause zu sein, wo ihre Angehörigen versuchen werden, sie wieder einigermaßen aufzupäppeln.

Das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Es ist kalt geworden und seit gestern hat sich eine leichte Schneedecke über das Dorf gelegt. Gerade rechtzeitig zum heutigen heiligen Abend. Großvater hat beim „Schütz“ einen Christbaum besorgt. Ich soll zum ersten Mal im Leben ein kleines Geschenk bekommen, welches unter dem geschmückten Baum liegen wird. Meine

Vorfreude war riesig, doch die Zeit bis zum Abend währte wie eine kleine Ewigkeit. Zudem war Mutter bei einer Geburt. Um mir etwas Ablenkung zu verschaffen, schickte mich Vater in die nahe Wirtschaft August Lang, wo ich in seinem Feldgeschirr einen Liter Bier holen durfte.

Die Dämmerung legte sich übers Dorf. Auf dem Weg die Hauptstraße entlang sah ich, dass in manchen Häusern bereits die ersten Kerzen am Christbaum angezündet wurden. Bei einigen Spielkameraden fand also schon die Bescherung statt, hoffentlich kommt das Christkind auch gleich zu mir. Wieder zu Hause angekommen stellte ich fest, dass Mutter immer noch nicht da war - und ohne sie war eine Bescherung undenkbar.

Bedrückt setzte ich mich mit Vater und Großvater an den Abendbrottisch, in der Hoffnung, dass Mutter jeden Moment heimkommt. Die Hoffnung trug, es wurde immer später. Großvater ging bald nach dem Essen ins Bett und ich schlief am Tisch ein. Dann glaubte ich, Motorengeräusche zu vernehmen. Es hörte sich an, als sei ein Auto vorgefahren. Aber ein Auto am heiligen Abend bei uns auf dem Hof? Was hatte das zu bedeuten? Wer konnte das sein? Wer hatte in Hütschenhausen überhaupt ein Auto?

Während ich noch überlegte stand Mutter plötzlich im Türrahmen. Mein Freund „Onkel Doktor König“ aus Ramstein hatte an mich gedacht und mir am heiligen Abend für ein paar Minuten meine Mutter gebracht. Die hatte aber keine Zeit, wenigstens den Mantel auszuziehen. Schnell wurde beschert, dann saß Mutter schon wieder neben Dr. Gerhard König, der nicht mit hereingekommen war, im Auto. Total übermüdet kroch ich ins Bett, ohne einmal mit meinen neuen Bauklötzen, vom Vater eigenhändig hergestellt, gespielt zu haben.

Im Bunker oberhalb des „Felsenbergs“

Robert Staab erlebt als Achtjähriger den Einmarsch der Amerikaner
www.thomas-edler.de/hauptstuhl/Ortsgeschichte/ruppach.htm

Im März 1945 marschierten amerikanische Truppen in der Pfalz und im Rheinland ein. Am 19. März standen die Divisionen General Pattons vor Kaiserslautern. Am 20. März wurde die Stadt von ihnen eingenommen. Unter chaotischen Umständen versuchten deutsche Einheiten durch den Pfälzerwald zu entkommen. Als Zeitzeuge erinnert sich der damals acht Jahre alte Robert Staab aus Hauptstuhl noch recht genau an gewisse Ereignisse aus jener Zeit:

Gegen Abend des 19. März 1945 rückten die Amerikaner mit schwerem Kriegsgerät in Hauptstuhl ein und bezogen Quartier. Auch das Haus meiner Tante, in dem ich mit der Mutter wohnte – Vater war im Krieg –

wurde mit zehn Soldaten belegt. Dem eigentlichen Einrücken der gepanzerten Bodentruppen gingen natürlich stundenlange Angriffe und Überflüge der Luftwaffe voraus. Daher hatte sich, wer konnte, in die selbst gegrabenen Bunker am Fuße unseres „Felsenberges“ geflüchtet und verbrachte die Nacht dort, nicht wissend, was im Dorf passiert war.

Da die Flak oberhalb des Ortes infolge Munitionsmangel rechtzeitig das Feuer einstellte und keiner die Panzersperre aus Baumstämmen in der Ortsmitte schloss, gab es kaum Kampfhandlungen, die Zivilbevölkerung blieb verschont. Nur drei deutsche Soldaten, die sich offenbar zu spät ergaben, wurden getötet und auf dem Dorffriedhof beerdigt. Andere Soldaten, von den Amis gefangen genommen, wurden in einen von Mauern umgebenen Hof nahe der Kirche gepfercht, mit MPs bewacht, in den folgenden Tagen auf Lkw verladen und nach Westen transportiert.

Im Laufe des nächsten Tages kehrten die verängstigten Bunkerinsassen in banger Erwartung in ihre Häuser zurück. Immerhin waren einige Einschläge von Panzergranaten unüberhörbar gewesen. Unser Domizil war um knapp 15 Meter einer Fliegerbombe entgangen, die wohl einem deutschen Fluchtfahrzeug gegolten hatte und einen beeindruckenden Trichter hinterließ. Trotz geschlossener Fensterläden zertrümmerte die Druckwelle den größten Teil der Scheiben. Im straßenseitig gelegenen Wohnzimmer hatte ein Brandgeschöß der Jagdbomber einen Schrank nur knapp verfehlt und blieb glücklicherweise in der Wand stecken, so dass kein Brand entstand.

Die Amis, die sich im Haus einquartiert hatten, verhielten sich relativ anständig. Wir durften zu fünf ein Zimmer benutzen, bis sie ein paar Tage später Richtung Kaiserslautern – von der Luftwaffe freigebombt – weiterzogen. Da der kommandierende Leutnant deutschstämmig und deutschsprachig war, ließen sich einige Dinge auch leichter lösen. Auf der Suche nach eventuell im Haus versteckten Waffen entdeckten sie Hitlers „Mein Kampf“ und ein Fernrohr meines Vaters. Selbstverständlich wurden die Gegenstände zur Kriegsbeute erklärt.

Das Einrücken der Amis war zum Glück glimpflich verlaufen, da die Wehrmacht praktisch nicht mehr existierte und kaum noch Widerstand leistete. Wirklich nervenaufreibende und lebensgefährliche Ereignisse passierten vom Herbst 1944 bis zur Eroberung im Frühjahr 1945.

Je näher die Front aus Frankreich heranrückte, je mehr gerieten wir in Hauptstuhl in die Reichweite der Flugzeuge, der „Jabos“. Fortan wurde unser Lebensrhythmus von Alarmsirenen bestimmt. Wenn sie heulten hatte man etwa zehn bis 15 Minuten Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Da mein Heimatort an der Hauptversorgungslinie der Wehrmacht nach Westen lag, war besonders die Bahnlinie ständigen Angriffen ausgesetzt.

Die Piloten waren nicht zimperlich. Ich erinnere mich gut an Bilder des deutlich mit großen roten Kreuzen gekennzeichneten Lazarettzuges, den die „Jabos“ auf dem Weg an die Westfront kurz hinter Hauptstuhl aus allen Richtungen anfliegend zusammengeschossen hatten. Wurde denn die Genfer Konvention von den Amis nicht unterzeichnet?

Überhaupt, der Terror aus der Luft war allgegenwärtig. Am Tag und in hellen Mondnächten, musste man ständig auf dem gepackten Rucksack sitzen, um mit ein paar Habseligkeiten möglichst rasch in den Bunker zu flüchten. Unter diesen Umständen war ein geregelter Schulbesuch fast unmöglich. Bei guter Sicht war optimales Flugwetter und dann verging kaum ein Tag, an dem wir nicht das an der Kaiserstraße gelegene alte Dorfschulhaus vorzeitig verlassen mussten. Feldarbeit tagsüber war so gut wie unmöglich. Wer überrascht wurde, hatte kaum eine Chance.

Ein Angriff galt einem Fuhrwerk, das, von einer jungen Frau gelenkt, zwischen Hauptstuhl und Landstuhl unterwegs war. Es gelang ihr mit Mühe und Not ihre Pferde festzuhalten, sie am Weglaufen zu hindern. Sie selbst aber wurde mit dem Verlust eines Unterschenkels bestraft.

Beinahe wäre ich selbst Opfer eines Angriffes geworden. Es war später Nachmittag des zweiten Weihnachtstages 1944. Mutter und ich fuhren mit dem Rad vom Besuch der Eltern meines Vaters in Hütschenhausen heim. Als wir durch das landschaftlich offene Bruch fuhren, wurden wir vom Motorengeräusch zweier Jagdbomber, die von Osten vom Einsatz zurückflogen, überrascht. Wir wollten die bereits gebaute Autobahnbrücke beim Olenkorb noch erreichen, hatten aber keine Chance.

Wir konnten gerade noch hinter einem Straßenbaum in Deckung gehen, als erste Geschosse aus den Bordkanonen um uns einschlugen. Kaum hatten wir uns vom ersten Schreck erholt, mussten wir feststellen, dass beide eine Schleife flogen und zurückkamen. In Todesangst verkrochen wir uns in einen Wasserdurchlass und wurden nicht mehr entdeckt.

Einen ähnlichen Angriff erlebte ich mit Schulkameraden im Februar oder März 1945 unweit der Stelle bei der erwähnten Autobahnbrücke. Bei Aushubarbeiten zur Reichsautobahn im Bruch waren Wasserflächen entstanden, die - wenn zugefroren - von uns Buben zum Spielen genutzt wurden. An einem frostigen Sonntagnachmittag entdeckten uns zwei zurückfliegende Jäger und griffen sofort an. Wir flüchteten unter die Brücke und hörten, wie die Munition im Eis einschlug und es zerstörte. Auch diese beiden Helden hatten mit einem Beschuss nicht genug und wiederholten ihre Anflüge auf uns Kinder. Da wir uns rechtzeitig unter der Brücke versteckten, gaben sie schließlich auf und drehten ab.

Was muss wohl in den Köpfen dieser Leute vorgegangen sein, Frauen und kleine Kinder zu beschießen? Oder waren wir kriegswichtige Ziele?

Teil 6

Sagen und Geschichten rund ums Moor

Überlieferte Erzählungen aus längst
vergangenen Zeiten
über Armut, Geister und Gerechtigkeit

Zusammengetragen
aus zufällig verfügbaren Quellen
von Gerd Steigner

Die Entstehung von Kaiserslautern

Kaiserslautern ist einer der urältesten Plätze der Pfalz. Alte Chroniken lassen bereits Julius Cäsar eine Stadt erbauen, welche vom Hunnenkönig Etzel wieder zerstört worden sein soll. Ein Schreiber berichtet, bei der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian im Jahre 292 sei eine fromme Frau namens Lutrina, aus dem Geschlecht der Assyrer, von Trier ausgewandert, lange Zeit in den Wäldern mit ihrem Hofgesinde herumgeirrt, bis sie endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildnis bei Kaiserslautern, die jetzt noch Einsiedel (Einsiedlerhof) heißt, eine Hütte gebaut und nach ihrem Namen „Lutrea“ (Lautern) genannt hat.

Der Hecht im Kaiserwoog

Es ist schon von mehreren Geschichtsschreibern angeführt worden, dass Kaiser Friedrich II. im Jahr 1230 einen Hecht mit eigener Hand in den nunmehr ausgetrockneten Kaiserwoog eingesetzt, nachdem er ihm einen sich nach dem Wachsen des Fisches selbst ausdehnenden goldenen Ring angetan mit einer griechischen Inschrift. Den Hecht habe 1497 Kurfürst Philipp gefangen und zur Tafel nach Heidelberg geschickt. Der damalige Wormser Bischof und Ex-Kanzler des Kurfürsten, Johann Kämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg, hat besagte Inschrift übersetzt: „Ich bin unter allen Fischen der erste, der durch die Hände Kaiser Friedrichs II. in diesen Woog gesetzt worden ist, den 5. Oktober 1230.“

Nachdem er also 267 Jahre lang in diesem Weiher gesessen, soll seine Länge 19 Werkschuhe, und dessen Schwere 350 Pfund betragen haben. Zum Gedächtnis an diese Seltenheit wurde der Fisch samt dem Ring abgemalt und in dem Schloss zu Lautern aufbewahrt mit der Aufschrift: „Dies ist die Größe des Hechts, so Kaiser Friedrich, dieses Namens der Ander, mit seiner Hand zum ersten in den Woog zu Lautern gesetzt und mit solchem Ring bezeichnet hat anno 1230, ward gen Heidelberg gebracht den 6. November anno 1497, als er darin gewesen war 267 Jahr.“

Franz von Sickingens Würfel

Auf dem Marktplatz zu Landstuhl ruhen drei mächtige Steine, vom Volk die Sickingen Würfel genannt. Damit hat es folgende Bewandtnis:

Es war Vorabend der großen Belagerung seiner Landstuhler Burg, dem Nanstein, durch die verbündeten Feinde. Da saß Franz von Sickingen am Fenster und schaute hinab ins weite Tal mit seinen Mooren und Wögen. Was wird ihm der morgige Tag bringen? Von jeher den Weissagungen und geheimen Künsten zugetan - er soll mit Dr. Faust und dem Teufel in Verbindung gestanden haben - griff er zum ledernen Würfelbecher. Der

Tisch war eine riesige Buntsandsteinplatte, herumliegende Quadersteine die Würfel, die er leicht als wären es Nüsse umherwarf. „Kein Glück“, rief er misstrauisch aus - „wieder nicht! - auch nicht zum dritten und letzten Male!“ Und in grimmiger Wut ergriff er die Würfel und schleuderte sie hinunter ins Tal, wo man sie heute noch mit Stauen betrachtet.

Die Wildfrau vom Westrich

Attila, der König der Hunnen, ging nach der verlorenen Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 wieder über den Rhein zurück, überall eine wüste Spur hinterlassend. In einer Höhle, nahe am Glan, blieb damals ein Hunnenweib von stattlicher Größe und schreckhafter Wildheit zurück, vom Volk „die Wildfrau“ genannt. Ein krummer Hunnendolch und eine Keule waren ihre Waffen und gierig fletschte sie ihre Zähne, wenn sie Menschen sah, ihre schwarzen Augen fraßen der Männer Mut hinweg, sie zu fangen. Fettglänzendes Rabenhaar sowie Wolfsfelle erhöhten ihre Wildheit. Beeren, Wurzeln, Kräuter und rohes Fleisch erlegter Rehe, Hirsche, Eber und Wölfe, das sie zwischen zwei Steinen mürbe klopfte, waren ihre Nahrung. Nachts streifte sie durch die Dörfer am Glan, stieg in die Räucherammern und raubte sie aus. Wurde sie ertappt, dann stieß sie ihren Schreckruf aus: „Ho, ho! Die Wildfraa iss doo!“ Dabei dröhnte ihre Stimme so hohl wie das Eimerfallen in einen Ziehbrunnenschacht.

Alle Unglücksfälle wurden ihr zugeschrieben; kam ein Weidetier von der Herde ab und wurde von Wölfen gerissen, oder raubten diese Bestien ein Kind, dessen Überreste bei der Wildfrauöhle gefunden wurden, so war die Wildfrau die Räuberin und Menschenfresserin. Doch selbst wenn sich alle Männer zusammengetan und ihre Furcht zu Hause gelassen hätten, wäre es ihnen nicht gelungen, dieses Unweib zu fangen, denn sie verschloss ihre Höhle mit einem großen Felsblock, den auch vereinte Kräfte nicht weggebracht hätten. Allerdings glauben noch heute manche Männer im Westrich, dass ihre Frauen von dieser Wildfrau abstammen.

Wie die Pfalz zu ihrem Namen kam

Am Rand des gesegneten Landes Pfalz zieht sie sich hin, die Westpfälzer Moorniederung, unser Bruch, von einer hügeligen Landschaft umgeben, die einen prächtigen Ausblick gestattet auf Wiesen, Bäche, Wälder und Felder; das ganze Paradies liegt hier ausgebreitet vor Augen. Hier war es auch, wohin der Teufel den Herrn Jesus Christus führte, ihm die Schätze der Welt zu zeigen. „Dies alles soll dein sein, fällst du vor mir nieder und betest mich an.“ Da soll ihm Jesus das einfältige Wort zugerufen haben: „B'hall's!“ Ergrimmt und beschämt wich der Versucher von dannen, dem Lande ist aber von dem „B'hall's“ der Name geworden: „Pfalz“.

Warum in der Pfalz der Tabak „Duwack“ heißt

Nach dem Zweiten Weltkrieg pflanzten die Bauern in Hütschenhausen für kurze Zeit Tabak an. Das war etwas ganz Neues im Bruch und vieles hat sich um den Tabak gedreht, doch hatte niemand so recht gewusst, wie das Kraut eigentlich zu seinem Namen kam. Das war nämlich so:

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die Pfalz so menschenleer und verödet, dass zahllose Hufen Land brach lagen und sich niemand fand, der sie bestellte. Der Satan kannte die Westlicher Böden und bepflanzte einen Feldstreifen mit Tabak. Ein Bauer sah ihn beim Ernten der ersten Blätter, fasste sich ein Herz und fragte: „Wie heißt das unbekannte Kraut, das ihr da sammelt?“ Da beschied ihn der Teufel: „Kennst du bis morgen seinen Namen, gehört der ganze Acker dir und du bist ein reicher Mann.“ Nun wollte der Bauer wissen: „Und was soll ich mit dem Kraut anfangen?“ Der Höllenfürst rollte ein Sandblatt zusammen, entzündete es an einem blauen Flämmchen, das er aus der Erde stampfte, und steckte es zwischen die Lippen. „Rauchen sollst du es, und den Überschuss verkaufen!“ rief er, blaue Wölkchen ausstoßend und grunzte vor Wohlbehagen.

Kopfschüttelnd schritt der Bauer heim und erzählte seiner Frau, was er sah und erlebte. „Morgen ist der Acker unser“, sagte diese, stand tags drauf in aller Frühe auf, bestrich sich vom Kopf bis zu den Füßen mit erwärmtem Pech, wälzte sich in weißen Gänsefedern und huschte aus dem Hause. Der Teufel entdeckte sie inmitten seines Feldes, hielt sie für einen großen Vogel, fuchtelte mit den Händen und rief: „Husch, husch, hinaus aus meinem Duwack!“ Da eilte die Listige spornstreichs heim, und als gerade die Sonne aufstieg, stand der Bauer vor dem Teufel und sprach: „Das unbekannte Kraut heißt Duwack!“ „Das hat dir ein anderer eingeblasen!“ fauchte der Schwarze und verschwand in einer Wolke aus Schwefel. Alte Pfälzer kennen Tabak noch als Teufelskraut, keiner will ihn missen. Er vertreibt die Grillen und hilft hinweg über müßige Stunden.

Der Förster und das wütende Heer

Ein Jäger war einst auf dem Ansitz in der Maulschbach, da kam eine sehr große, schön gefleckte Katze in seine Nähe und schmeichelte ihm, wie es Katzen zu tun pflegen. Der Jäger fand das Tier unheimlich und entfernte sich, um einen anderen Platz im Wald für den Ansitz auszusuchen. Kaum war er da, so kam die Katze wieder, schlich um ihn herum, kletterte auf einen Baum und sah ihn fortwährend mit scharfen Augen an. Der Jäger wollte erfahren, ob er eine wirkliche Katze vor sich habe und legte auf sie an. Plötzlich schwoll das Tier, rollte die feurigen Augen und brauste in den Wald. Ein Sturm erhob sich, der alle Bäume umzureißen drohte.

Anderntags fragte sein Revierförster, ob ihm gestern nichts begegnet sei. Er hielt anfangs mit der Erzählung zurück, teilte sie aber doch mit, worauf der Förster sagte: „Nun ist mir meine persönliche Erscheinung von gestern erklärbar, denn ich habe zur selben Zeit ganz in der Nähe auf einer Lichtung einen kopflosen Reiter gesehen; das ‚wütende Heer‘.“

Die Hexe und der Mühlknecht

Die Müllersfrau auf einer Dorfmühle im Bruch war eine Hexe und begab sich jede Mittwoch- und Freitagnacht zum Hexentanz, der auf dem Feld unter einem großen Baum stattfand. Wenn sie hin wollte, legte sie einen Strohwisch oder ein Stück Holz, dem sie ihre Gestalt gab, zu ihrem Mann ins Bett, ging dann in die Kammer des Lehrjungen, über den sie Gewalt hatte, legte dem Schlafenden Zaumzeug an, verwandelte ihn in ein Pferd und ritt los. Ebenso kehrte sie später heim. Der Junge erwachte morgens ganz müde in seinem Bett, ohne etwas zu ahnen. Weil er außerordentlich abmagerte, schöpfte der Mühlknecht Verdacht, dass es nicht mit rechten Dingen zugehe. Er hatte früher bei einem Scharfrichter gedient und dort geheime Künste gelernt. Nachdem er sich mit dem Jungen besprochen, musste dieser in der nächsten Nacht mit ihm das Bett wechseln.

Zur gewohnten Stunde kam die Frau ans Bett, worin jetzt der Knecht lag, zäumte ihn, gab ihm Pferdegestalt und ritt auf ihm davon. In der Nähe der Hexenversammlung band sie ihn an einen Baum, nahm ihm den Zaum ab und ging zu dem Fest. Als dieses zu Ende war, wollte sie ihm wieder den Zaum anlegen, er aber warf ihn flugs ihr über, verwandelte sie in ein Pferd, saß in seiner wahren Gestalt auf und sprengte im Dorf, vor die Schmiede. Dort ließ er das Pferd an allen Vieren beschlagen, ritt dann in die Mühle und ging, das Pferd sich selbst überlassend, zu Bett.

Am Morgen gab sich die Müllerin für krank aus und hüllte sich sorgfältig in ihre Bettdecke; aber ihr Mann, dem der Knecht die Sache entdeckt hatte, zwang sie, ihre Hände und Füße zu zeigen, woran die Hufeisen noch festsaßen. Diese nahm er ihr zwar ab, jedoch sie musste ihm hoch und heilig versprechen, sich zu bekehren, vornehmlich der Hexerei für immer zu entsagen, was sie auch, mit Gottes Beistand, treulich erfüllt hat.

Vom Aberglauben bei den hiesigen Bergleuten

Schon im 17. Jahrhundert bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg fanden viele Bergleute aus Hütschenhausen, Spesbach und Katzenbach auf den umliegenden Gruben Brot und Arbeit. Sie hatten es damals nicht leicht, zu Fuß waren sie zur Arbeit unterwegs und nach Feierabend wartete zu Hause noch die übliche Arbeit in Haus, Hof, Feld und Stall auf sie.

Vom Aberglauben und was unter Tage in den Gruben für Gefahren lauerten, handeln Überlieferungen von einheimischen Bergleuten:

„Am letzten Mittwoch ist leider Heinrich Nußbaum in den Förderschacht gefallen; er ist bis in die Teufe gestürzt, wurde ganz zerschmettert, sein Kopf mitten entzwei, so dass ihm nicht mehr zu helfen war. Gott sei ihm gnädig, hat er ein schweres Ende genommen, da er wegen seines starken Herzens erst nach drei Tagen gestorben ist. Wir wissen nicht, wie ihm geschehen ist, denn sein Grubenlicht war an seiner Arbeitsstelle gelöscht, und sein Rucksack und seine Werkzeuge waren noch vorhanden.“

„Peter Dietrich, der vor Nußbaum die Tagschicht hatte, erzählte uns, dass zu ihm etwas gekommen sei, ihm von hinten auf die Achsel geschlagen, auf Rock oder Wams, dass man die Male heute noch sieht, wie der Bergmeister bestätigt. Da man die Male auch bei dem Toten sieht, weigert sich Peter Dietrich wieder einzufahren, weil er fürchtet, dass ihm das gleiche widerfahren werde. Wir glauben, dass dies das Bergmännlein war, das überall da anzutreffen ist, wo viel gute Kohle sein soll. Wir haben deshalb den Schacht verbaut und hoffen, von dort viel gute Kohle zu bekommen.“

„In einem anderen Stollen hat Paul Leyssmeister das Bergmännlein auch gespürt. Als er ausfahren wollte, warf es mit taubem Gestein nach ihm und zeigte ihm somit, dass hier gute Kohle vorhanden sein wird; wir sollten ihm nur bald nachkommen und sie abbauen.“

Der Schmied und der Teufel

In einem Dorf am Bruch wohnte vorzeiten ein tüchtiger Schmied. Sein Handwerk verstand er wie nur einer. Aber durch böse Gesellen wurde er zum Spiel und Trunk verleitet und vernachlässigte sein Geschäft, so dass es mehr und mehr zurückging. Kein Mensch wollte ihm mehr borgen. Da beschwor er den Teufel und schloss einen Vertrag mit ihm.

Am folgenden Morgen, als der Tag graute, stand schon der Schmied in seiner Werkstatt und hämmerte lustig drauf los. Der Teufel erschien zur festgesetzten Stunde und schleppte einen ganzen Sack voll Gold herzu. Als der Schmied die Goldstücke klimpern hörte, schmunzelte er und fragte: „Nun, Meister Satan, bleibt es bei der Abrede? Wir wetten um ein Simmer Gold! Erratet Ihr, was ich schmiede, so ist meine Seele Euer; doch trifft Ihr fehl, bleibt das Gold mir, Ihr aber könnt meine Seele nimmer bekommen.“ Höhnisch grinsend erwiderte der Teufel: „Es bleibt dabei!“

Da zog der Schmied ein glühendes Eisen aus dem Feuer und rief: „Was gibt es? Schnell, damit ich drauf kann schlagen!“ „Eine Heugabel!“ schrie der Teufel und tat einen Hopser. „Fehlgeschossen!“ lachte der Schmied und schlug die Zinken um, „ein Karst ist's, wie jeder sehen kann!“ Da ließ der Teufel sein Gold zurück und entwich mit großem Gepolter.

Das Hexengewitter vom Marschberg

Um den Marschberg tobte einmal ein starkes Gewitter so lange, dass ein Jäger, der vom Büchelchen kommend, durch die Schnepfendelle in Richtung Dorf unterwegs war, meinte, es wäre durch Hexerei entstanden. Er lud deshalb sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und feuerte mitten in die allerschwärzeste Wolke. Da fiel aus dieser ein nacktes Weibsbild tot zur Erde, worauf das Gewitter sich augenblicklich verzog.

„Vun-Lan-ger-de“

Vor dem Krieg waren Kleinmühlen, auch Stumpenmühlen genannt, oft arbeitslos, weil sie gegen die Großmühlen nicht wettbewerbsfähig waren. Nur gleich nach der Ernte bekamen auch sie Mahlaufräge in kleineren Mengen, in „Stumpen“. Auch in Langwieden lag eine solche Stumpenmühle während des Sommers in träger Ruhe. Selbst die Haustiere waren schläfrig geworden. Der Hund streckte alle Viere von sich und blinzelte in die Sonne, als ob er sagen wollte: „Gibt's denn bald Schatten, wird's denn bald Nacht?“ Auf dem Torbogen hockte schlapp der Hahn. Auf einmal reckte er den Hals und schaute zum Abhang, von wo die Dorfstraße herzieht: „Alleweil kommt Ko-o-rn! Alleweil kommt Ko-o-rn!“ Wie elektrisiert sprang da der schläfrige Kettenhund auf und bellte aufgeregt: „Wu-her? Wu-her?“ Antwort ward ihm von dem Mühlrad, das sich langsam zu drehen begann: „Vun-Lan-ger-de. Vun-Lan-ger-de.“

Die Nachtfahrt des wilden Jägers

Der Kohlenbrenner von Kindsbach sah nachts mit seinen Söhnen nach seinem Kohlenmeiler am Perlenberg. Am „gebrannten Loch“ kurz nach 12 Uhr hörten sie lautes Rauschen am Himmel. Sie sahen in der Luft ein Gespann, das schnell dahinfuhr, in großer Höhe, von glänzendem Schein umgeben, sodass man seine Umrisse genau sehen konnte. Den Umriss des Lenkers aber konnten die Kohlenbrenner nicht beobachten. Der Wagen bewegte sich in der Richtung vom Großen Berg nach dem Kleinen Berg. Fünf Minuten schauten sie der Fahrt zu. Noch lange nachher hörten sie das sonderbare Rauschen. Das war eine Nachtfahrt des wilden Jägers.

Ein unheimlicher Müller

Eine alte Frau aus dem Bruch erzählte: „Der alte Leppla, der einst auf der Schernauer Mühle wohnte, war auch ein Freimaurer. Er stand im Bund mit dem Teufel, bekam immer Geld. Wir hatten in der Nähe einen Acker, aber es war uns unheimlich, wenn wir dort schaffen mussten, wir hätten nicht das Herz gehabt, an die Mühle zu gehen um Wasser zu trinken“.

Irrlichter im Bruch

Im Bruch sehen die Leute oft Irrlichter; das hört man von alten Bauern um den Reichswald herum erzählen. Die haben früher, ehe die Bahn ging, Holz gefahren. So kam ein Bauer von Miesenbach häufig nach St. Wendel und mit Grubenstempeln nach Bexbach. Fuhr er nun nach Mitternacht heim, so sah er jedes Mal ein Irrlicht; das ging vom Katzenbacher Bruch durch das Häringstal, das nächste Bruch, dann über die Neuwoogsbrücke nach dem Jammertaler Wald, bis es am Dreisweiher verschwand.

Einmal musste der Bauer an der Neuwoogsbrücke seine Pferde anhalten, bis das Irrlicht vorbei war, sonst wäre er mit ihm zusammengestoßen. Da will er die Erscheinung deutlich gesehen haben. „Es war ein natürlicher Schafskörper mit schöner, weißer Wolle und in demselben brannte ein Licht“, so erzählt er es noch heute.

Der böse Müller

Auf einer Mühle bei Ramstein lebte ein arger Müller. Der soll manche böse Tat auf dem Gewissen haben, sogar mehr als einen Mord, den er um Geldes Willen an denen verübte, die bei ihm übernachteten. Als die Sache an den Tag kam, ging er nach Amerika. Da fing das Schiff an zu sinken. Da sagte der Kapitän: „Es muss gelost werden.“ „Ihr braucht nicht zu losen“, rief der Müller, „ich bin der Mann“ und stürzte sich ins Meer.

Nach dem Tode aber ging er in der Mühle jede Nacht um und stellte viel Unheil an. In dem Raum, in dem er seine Opfer getötet hatte, konnte man das Blut nicht mehr wegbringen. Eines Morgens war von seiner Hand ein Schwein hingemalt. Der Müller saß obendrauf mit Blechschuhen an den Füßen. Man peitschte ihn aus von der Mühle bis ins Fleischackerloch.

Alle sieben Jahre kam er wieder und wenn dann nicht eine große Schüssel voll Knöpf (Kartoffelklöße) und Blechschuhe im Zimmer standen, so band er im Stalle drei Stück Vieh an eine Kette oder die Kühe mit den Schwänzen zusammen, so dass sie nicht mehr auseinander konnten. Gar oft musste Hilfe geholt werden, um das Unheil wieder gut zu machen.

Der wundersame Gluthaufen

Ein alter Bauer in Katzenbach, ein gar geiziger Mann, weckte seine Magd immer sehr früh. Eines Morgens im Herbst beim Kartoffelausmachen, als es noch dunkel war, sollte sie in der Futterküche Feuer unter dem Kessel machen. Sie brachte es aber um alles in der Welt nicht zum Brennen.

Da sah sie einen Haufen Glut hinter dem Haus im Füllengarten. Dreimal ging sie hin, holte jedesmal eine gehörige Schippe voll; aber unter dem Kessel wollte es immer noch kein Feuer geben. Als sie deswegen zum

vierten Male in den Garten kam, lagen ihrer Drei um die Glut und sagten, sie habe genug und bekäme nichts mehr. Sie weckte ihren Herrn, erzählte was passiert war, auch dass der Torf zu nass sei und nicht zum Brennen komme. Der Alte merkte, wie es um die Glut im Füllengarten stand, schickte die Magd wieder zu Bett; er wolle selbst den Viehkessel kochen. Die geholte Glut aber war lauter Gold, das sich der Bauer aneignete.

So aber wollten es die drei Männer nicht. Drei Nächte hintereinander erschienen sie, klopfen dem Alten, er solle dem Mädchen das Gold geben. Der aber tat es nicht, sondern schaffte seine Magd nach Amerika. Ein Jahr drauf kamen die Drei wieder drei Nächte hintereinander und verlangten, er solle dem Mädchen das Gold schicken, sonst gehe seine Familie im dritten Glied unter. Der geizige Alte behielt das Gold auch jetzt noch und in der dritten Generation gingen seine Enkel wirklich zu Grunde.

In Spesbach wird noch eine weitere Sage von der Goldglut erzählt. Nach ihr war ein alter Bauer aus dem Dorf auf dem Rückweg von Hauptstuhl. Als er um Mitternacht durch den Schachen kam, wollte er aus Furcht oder Langeweile eine Pfeife rauchen, hatte aber kein Streichholz bei sich.

Da entdeckte er ein Feuer, um das drei Männer lagen. Er fragte, ob er Glut für seinen Tabak haben könne. Als er am anderen Morgen seine Pfeife stopfen wollte, lag ein Goldstück darin. Er erzählte seiner Frau, was er erlebt hatte; die schalt ihn aber und sagte: „Du bist recht dumm. Warum hast du nicht die Glut ausgeschlagen, so wäre alles Gold dein gewesen!“

Die wilde Jagd

In Hütschenhausen auf dem Matzenberg, in Spesbach und Katzenbach wohnen meistens Leute, von denen die Männer in den Hütten von Völklingen und Friedrichsthal oder aber in den Kohlegruben im Saargebiet arbeiten. Die Frauen pflanzen einen Acker oder auch zwei und haben eine Kuh im Stalle, aber nicht eine Hand voll Wiesenwachs für dieselbe. Sie gehen drum in das Bruch und in den Wald grasen.

Trotz es zweimal im Jahre Streusel gibt, reicht es nicht hin für die Leute, weil sie kein Stroh haben. Da ziehen Frauen und Mädchen nachts in einen feuchten Waldschlag, wo üppiges Moos wächst und holen sich Streusel. Es gehen meistens fünf oder sechs, manchmal auch zehn oder zwölf zusammen und sie haben schon oft die wilde Jagd wahrgenommen.

Sie erzählen, man könne sie niemals sehen, nur hören. Der Anfang wäre wie ein noch weit entferntes Gewitter. Wenn es aber näher kommt, so kann man alles klar verstehen: das Pfeifen und Kugelsausen und wieder ein andermal das Schießen. Man hört Hunde bellen, getroffenes Wild schreien und wie die Jäger immer wieder rufen: „Kyras, bring's hierher!“ Auch ein vielstimmiges Hurrarufen vernimmt man oft dazwischen.

Die Frauen und Mädchen, die es schon erlebt haben, behaupten, es könne sich niemand den Rabatz so vorstellen, wie er in Wirklichkeit ist. Wenn die Kugeln sausen, die Hunde bellen, die Treiber klappern, das getroffene Wild schreit und die Jägerstimmen dazwischen ertönen, das höre sich alles gar schauerlich an, diese wilde Jagd hoch droben in der Luft.

Der Schuss auf das Flämmchen

Zwei Jäger von Miesenbach wussten, dass in der Stückbach und dem kleinen Hebenhübelwald ein ganzes Rudel Rehe war, das oft nach der Nachbarjagd im Kottweilerer Bann wechselte. Sie stellten sich abends an der Grenze auf und erlegten auch wirklich zwei von den Tieren.

Einmal gingen sie spät heim, es war schon nahe an Mitternacht, und als sie an den Hungerbrunnen kamen, der nicht weit vom Friedhof liegt, da sahen sie ein Feuer, das ganz dicht über dem Boden schwebte. Manchmal schien es, als wolle es in die Erde verschwinden. Der ältere Jäger hieß den anderen darauf zu schießen; der aber hatte keinen Mut, weil der Friedhof so nahe war. Sie gingen nun auf die Straße, die nach Mackenbach führt, um die Erscheinung von dort aus zu besehen. Es war aber immer das nämliche Feuer, das sich über den Boden hin und her bewegte.

Da stieß einer zu ihnen, der nach Mackenbach wollte, lachte fluchend die Jäger aus und meinte: „Wer weiß, wer euch da den nächtlichen Spuk gemacht hat!“ Er nahm dem Jüngsten das Gewehr ab und rief dreimal: „Bist du ein Mensch, so gib Antwort oder ich schieße!“ Er erhielt keine Antwort und schoss. Da stieg das Flämmchen unter Prasseln in die Höhe, das Gewehr entfiel seinen Händen und war spurlos verschwunden.

Der Mann ging aber nicht mehr nach Mackenbach, sondern übernachtete bei einem der Jäger. Am anderen Morgen in aller Frühe eilten sie an die Stelle, von wo aus der Mackenbacher geschossen hatte. Sie fanden auch durch ihre Fußspuren genau den Platz wieder, aber von dem Gewehr war nichts zu sehen. Und dort, wo das Flämmchen geschwebt hatte, wuchs schöner grüner Rasen. Die Jäger gingen wohl noch öfter zur Nachtzeit auf die Jagd, aber nie mehr über den Hungerbrunnen zurück.

Das diebische Weib vom Glaserhöfchen

Auf dem Glaserhöfchen von Miesenbach wohnte einst eine Frau, von der die Leute sagten, sie sei eine Hexe. Der eine Bauer klagte: „Mir wird das Korn, das ich für die Mühle abgewogen habe, vom Speicher gestohlen.“ Ein anderer: „Meiner Frau ist ein Hafen Latweg weggekommen.“ Und ein dritter beschwerte sich: „Meine Kühe geben keine Milch und sind doch alle frisch.“ Da passten die Leute auf den Dieb auf.

Einer merkte, wie eine Taube zum Speicher hinaieflog, wo die Frucht lag, es gab aber im Dorf keine Taube. Ein zweiter sah einen Schmetterling vom Kamin kommen. Der alte Adam endlich kam dazu, wie eine Katze durch das Hühnerloch in den Stall schlich. Er ging ihr nach und musste sehen, wie sie eine Kuh nach der anderen molk. Das war ihm doch zu arg; wütend klopfte er dem Tier gehörig auf die Pfoten und dachte sich dabei: „Das kann niemand anders sein, als die Hexe vom Glaserhöfchen.“

Am Morgen ging er zu ihr und fragte, ob sie helfen könne, Kartoffeln ausmachen. Die Frau aber lag mit dick verbundenen Händen in ihrem Bett und klagte: „Ich wollte ja gern helfen, wären nur meine Arme und Hände nicht so geschwollen. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.“ „Aber ich weiß es“, sagte der alte Adam, „Kartoffeln machen wir heute keine aus; doch ich kenne jetzt das diebische Weibsbild, das meine Kühe gemolken hat.“ Seit dieser Zeit wurde in ganz Miesenbach keine Frucht mehr vom Speicher gestohlen, es fehlte keiner Bäuerin ein Topf Latweg mehr und auch die Kühe in ihrem Stall blieben hinfort verschont.

Unheimliches im Langschachen

Zwei Spesbacher Frauen gingen zusammen in den Langschachen, um dort „Knewelcher“ (dürres Holz) zu sammeln. Was sie dabei erlebten, erzählen sie selbst: „Wir haben uns beide nicht gefürchtet und auch an nichts gedacht. Als wir mitten im Schachen waren, ganz weit von jedem Weg ab, da hörten wir auf einmal ein fürchterliches Gegauze, wie von einem ganz großen Hund. Nun, wir haben uns ja nicht gefürchtet und uns überlegt, wo so ein Hund ist, da wird auch sein Herr sein, zudem das Gegauze ziemlich weit weg war. Es ist aber näher und näher gekommen, klang jetzt schon aus dem Hochschachen, der gar nicht so weit von uns aufhörte. Weil das fürchterliche Gegauze schnurstracks auf uns zukam, ist es uns unheimlich geworden und wir haben beide dorthin geschaut, wo wir meinten, jetzt müsste das Tier aus dem Wald hervorbrechen.

Da, gerade auf einmal war das Gegauze bums still und hsch - hsch - hsch macht es und raschelt ganz laut auf dem Boden dahin, wie der Wind so schnell auf uns zu. Unwillkürlich schauten wir uns an, denn wir hatten beide geglaubt, es hätte uns irgend etwas hinten am Rock. Es war aber nichts da um uns herum, auch war nichts zu sehen und schon gar nichts mehr zu hören. Wir waren aber durch das Vorkommnis so eingeschüchtert, dass nun jede ihr Bündelchen Holz stillschweigend gepackt hat und wir auf dem schnellsten Wege nach Hause gegangen sind.

Der Wind kann es nicht gewesen sein, denn es war windstill. Wir wissen auch bis heute nicht, um was es sich gehandelt haben könnte. Nur eines wissen wir, dass wir seit dieser Zeit nicht mehr allein in den Wald gehen.“

Der Pfingstquack

Der Pfingstquack gilt als der typische Frühlingsbrauch im Westrich. Zu seiner Entstehung soll es wie folgt gekommen sein: Früher trieb man das Vieh auf die Kuhtrift, das Gemeindeweideland. Dort trieben aber böse Geister ihr Unwesen und ließen den Tieren die Bäuche aufblähen und die Beine brechen. Deswegen hat man sich im Dorf lange überlegt, wie man die Unholde am besten wieder vom Anger vertreiben kann.

Buben und Mädchen suchten einen Burschen unter sich aus, der selbst zum bösen Geist gemacht wurde. Zu diesem Zweck schmückten sie ihn mit belaubten Birkenreisern, blühendem Ginster und Grünzeug, sodass man ihn nicht mehr sah und auch nicht erkennen konnte. Nun wurde der arme Kerl mit Haselstecken geschlagen und durch das ganze Dorf bis an die Kirche gejagt, wo er wieder befreit wurde. Dabei wurde gesungen was man auch heute noch singt. Ri, ra, ro, de Pingschtquack der is do.

Dem Knaul seine Hechte

Leute in Hütschenhausen uzten in früheren Zeiten, als an lauen Sommerabenden noch die Frösche im Bruch quakten: „Hörst du dem Knaul seine Hechte?“ Das kam so: Da war einmal ein Schneider, der hieß Knaul. Weil andere Leute manchmal zum Fischen an Glan und Schwarzbach gingen, wollte auch er einmal die Angel stecken. Das haben jedoch die Dorfbuben abgepasst und ihm, als er wieder die Angel verließ, einen Frosch an den Haken gehängt. Am nächsten Tag schaut der Schneider nach, merkt, dass es kräftig an der Schnur zappelt und schreit: „Ihr Leute, ich habe einen Hecht, einen Hecht, und wie der zappelt!“ Von seinem Lärm angelockt erschienen dann die Buben und schadenfroh haben sie den Schneider zusätzlich zu dem Schabernack noch gehörig gefrozzelt. Noch jetzt sind die Frösche dem Knaul seine Hechte, auch wenn er schon lange tot ist.

Der „Schulz“ vom Porbacher Hof

Zwanzig Gehminuten von Reuschbach entfernt liegt der Porbacher Hof, zur Gemeinde Obermohr gehörig. Auf ihm hauste vor vielen Jahren sein Besitzer, ein gewisser Heizenberger oder Hauzenberger, im Volksmund nur „Schulz“ genannt, weil er als gleichzeitiger Besitzer des Obermohrer Hofes Schultheiß von Obermohr war. Er hat der Gemeinde Reuschbach den Reifelsberg, einen Wald, der von dem besagten Porbacher Hof bis nahe an das Dorf Reuschbach reicht, abgeschworen. „Schulz“ starb und wurde nach dem Tod von Leuten oft gesehen, bald als feurige Flamme, bald als Bauer mit Fuhrwerk. Seinem Nachfolger auf dem Porbacher Hof passierte es in mancher Nacht, dass seine beiden Pferde am Morgen im

im Stalle vorgefunden wurden, nachdem sie in der gleichen Nacht vom „Schulz“ zuschanden geritten waren. Ein sich im gleichen Stall befindlicher Ziegenbock aber war trocken. Dann geschah es auch, dass der Bock morgens in Schweiß gebadet dastand und die Pferde trocken waren. Ein längst verstorbener hiesiger Mann namens Henner, der zu jener Zeit auf dem Porbacher Hof als Knecht gedient hat, war nach seiner eigenen Aussage mehrmals Zeuge dieser sich oft wiederholenden Vorgänge.

Drückemännchen im Moor

In einer lauen Sommernacht war ein Torfstecher aus Hütschenhausen im Bruch unterwegs. Er hatte einen alten Sack mit leichtem, trockenem Torf auf dem Rücken. Da ward ihm die Last so schwer, dass er fast zusammenbrach. Der Sack wurde immer drückender, darum warf er ihn auf die Erde. Da sprang ein kleiner Hund vom Sack. „Verflixter Hund“, rief der Torfstecher und schlug mit dem Hut nach ihm. Da reckte und dehnte sich das Tier, ward zum furchtbaren Ungeheuer. Voller Schreck lief der Mann davon. Sein Sack aber soll heute noch in einem tiefen Torfloch liegen.

Schildbürgerereien in Katzenbach

In Katzenbach haben Bauersleute einen Schildbürgerstreich „fabriziert“, von dem die Leute erzählten, es hätte sich wirklich so zugetragen:

Das höchste Fest im Dorf, die Kerwe, rückte immer näher und so mußte eine Vierzentnersau ihr Leben lassen. Wie die Wutz dann in zwei Teilen an der Leiter hing, überlegten die Bauersleute und kamen zum Schluss, dass man auch das allerletzte Stückchen Fleisch verwerten, und, um ja nichts zu verschwenden, man noch eine herzhafte Hausmacher Wurst machen müsse. Also haben sie den Darm ganz gelassen, sauber geputzt, und - so lang er war - gefüllt mit Speck, Blut, Leber, Lunge und Hirn, kurz mit allem, was ein Bauer beim Schlachten so alles in die Wurst stopft. Aber diesmal machten die Schildbürger nur eine einzige Wurst!

Und damit begannen ihre Schwierigkeiten: In ganz Katzenbach war nämlich kein Kessel und schon gar kein Topf aufzutreiben, der lange genug gewesen wäre, um die Wurst der Länge nach darin zu kochen . . . Also musste der Schultheiß her und der gab nach reiflicher Überlegung die Anweisung, die Wurst zusammenzurollen, bis sie in einen gewöhnlichen Schlachtkessel passt. Das taten die Bauern dann auch. Die Wurst war schnell gekocht und so ging man ans gerechte Austeilen.

Jedem Schildbürger steht ein Ende der Wurst zu, so groß, dass es ihm dreimal ums Maul hängt. So wird keiner betrogen. Der Reihe nach muss einer nach dem anderen den freien Wurstzipfel in seinen Mund nehmen

und darin festhalten. Dann fährt ihm der Schulze mit der langen Wurst dreimal um den Schädel. Wenn er beim dritten Mal an den Mund kommt, muss der Bürger abbeißen. Das ist sein Anteil an der Wurst.

Neugierig will der Drentz die fette Wurst probieren, hat aber zuviel probiert und gewaltig die Scheißerei bekommen. Es half alles nichts, man musste den Doktor holen. Der wollte ihm etwas verschreiben, doch war kein Papier zu finden. In der Not wurde dem Arzt Kreide in die Hand gedrückt, womit er das Rezept kurzerhand auf die Stubentür schrieb. Der Älteste vom Drentz soll dann die Tür auf den Buckel genommen haben und damit nach Ramstein in die Apotheke gelaufen sein.

Von Nachtwischen und Irrlichtern

Einst lag im Bruch noch ein Woog neben dem anderen und auch Sumpflöcher, in denen Irrlichter hausten, gab es zuhauf. Die Irrlichter waren tatsächlich Moorgase, die mit kleinen blauen Flämmchen brannten. Man sah sie am besten, wenn es am Abend nach einem heißen Sommertag duster wurde und die Moorfrösche ihr Konzert begannen. Die Leute wussten aber nichts von der Bedeutung der Flammen, hielten sie für unerlöste Seelen, die nicht in den Himmel kommen konnten (dei Seel werd nimmie froh). So rankten sich um die Irrlichter, die man auch Nachtwische nannte, allerhand Geschichten und Überlieferungen:

Die Nachtwische erscheinen oft als kleine Flämmchen, die manchmal vor jemand, der von der Arbeit im Moor nach Hause lief, hergingen, plötzlich verschwanden um dann unerwartet wieder aufzutauchen. Ein hiesiger Tagelöhner rief einmal einem solchen Flämmchen zu:

Naachtwisch, Naachtwisch, Hawwerschtroh, (Hafer)
dei Seel werd nimmie froh!

worauf das Flämmchen dem guten Mann nachging bis an sein Haus und, weil er schnell die Tür hinter sich zuschlug, ein Loch in diese brannte.

Auch das Ärgern und Uzen vertragen die Irrlichter nicht. Ein Knecht vom Ohlenkorb, der ihnen vom Fenster aus zusah, rief im Übermut:

Errwisch, Errwisch, Hawwerschtroh,
dei aarmie Seel werd nimmie froh!

Da erbosten die Irrwische und stürzten sich auf den Knecht. Man konnte meinen, die ganze Stube sei voll Feuer und einige Male knallte es derart, dass es sich anhörte, wie eine gewaltige Explosion. Es war aber nichts anderes, als das Geräusch der Schläge, die der Knecht hinter die Ohren und auf noch ganz andere Körperteile bezogen hatte.

Da war noch ein anderes Irrlicht, das nachts immer von Hauptstuhl die Kaiserstraße lang zum Forsthaus Neubau gewandert ist. Von dort ging

es nach links über die Gleise in den Buchschachen, ist gleich weiter quer durch den Finsterschachen, Eichschachen und Hochschachen um hinter dem Langschachen unvermittelt in Richtung Spesbach zu verschwinden. Kam zufällig ein Zug, wanderte es über diesen hinweg. Einmal lief ein mutiger Mann dem Licht nach, hat aber keinen Menschen gesehen, der es getragen haben könnte. Auch auf seine Zurufe bekam er keine Antwort.

Im Jahr 1870 ging ein armer Tropf aus dem Dorf Birkenreiser schneiden. Er wollte damit Stallbesen herstellen, um mit dem Erlös seinen acht Kindern besser die Mäuler stopfen zu können. Bei der Arbeit wurde er von der Dunkelheit überrascht und als er aus dem Wald trat, sah er in Richtung Hütschenhausen ein Licht. In der Annahme, es sei das Licht von einem Haus, ging er darauf zu. Das Irrlicht aber wanderte ihm die ganze Nacht voraus und als der Morgen graute, war der Mann noch eine Wegstunde vom Dorf entfernt. Das Bündel mit den Besenreisern hat dabei auf seinem Rücken nicht mehr gedrückt als eine Hühnerfeder, auch war er auf seiner langen Wanderung weder müde noch hungrig geworden.

Auf dem Stoppelacker in der Langgewanne hat ein Katzenbacher Bauer beim Mistfahren die Micknick am Fuhrwerk verloren. Da er sie nicht selbst fand, rief er den Irrwisch und versprach ihm fünf Gulden, wenn er ihm bei der Suche hilft. Um die Micknick wird es plötzlich hell und so kann sie der Bauer leicht sehen. Dann fahren sie heim; der Irrwisch sitzt hinten auf dem Fuhrwerk. Dort angekommen holt der Bauer fünf Gulden und legt sie aufs Sitzbrett. Der Irrwisch nimmt sie und verschwindet. In dem Sitzbrett aber sind seither fünf eingebrannte Stellen zu sehen.

Des Försters verhextes Gewehr

In einer mond hellen Sommernacht „unnerte“ die gesamte Hexenschar auf dem Hexenplatz im Finsterschachen. Zwei Förster lagen versteckt zwischen Heidelbeersträuchern und hohen Farnkräutern. Dem einen von ihnen war die Sache nicht ganz geheuer, er wollte deshalb in das bunte Treiben schießen, aber der Schuss ging nicht los und die Kugel kam nicht aus dem Lauf. Da begann er zu fluchen „der Teufel soll das Gewehr holen!“ als es auch schon aus seinen Händen verschwunden war.

Die Hexen hatten es ihm abgenommen, ohne dass er es bemerkte. Endlos schossen sie in die Luft, bald nahe, bald fern, alle Augenblicke krachte ein Schuss, obwohl nur eine Patrone im Lauf war. Lange nach Mitternacht verließen die Hexen ihren Tanzplatz und gingen gemeinsam ins Schlangenbruch. Erst dort trennten sie sich und jede ging in ihr Dorf oder an ihren gewöhnlichen Hexenplatz. Den Förstern aber blieb nichts anderes übrig, als gemeinsam nach dem verschwundenen Gewehr zu suchen, das sich erst wieder am frühen Morgen in den Heidelbeersträuchern fand.

Die Hexe Käthe Schimmel

Um 1875 lebten in einem kleinen Häuschen in der Gegend vier alte Jungfern, jede mit einem Kind beglückt. Sie führten ein erbärmliches Leben in Armut und Elend. Eine, die Käthe hatte schlohweißes Haar, weshalb sie den treffenden Uznam „Schimmel“ trug. Dafür kennt niemand ihren eigentlichen Familiennamen. Gerade der Käthe Schimmel schrieb man Hexenkräfte zu. Besonders soll sie am Vieh ihre Künste ausgeübt haben. Wie, das weiß kein Mensch; einzelne Familien erzählten aber, dass sie es besonders auf Pferde abgesehen hatte. Dass man aus der Unwissenheit heraus jeden noch so kleinen Unglücksfall, der irgend ein Stück Vieh im Dorf betraf, der Hexe Käthe Schimmel zuschrieb, war ganz klar.

Ein Schwedentrupp am Klickersberg

Im Dreißigjährigen Krieg mußten die umliegenden Dorfbewohner zum Klickersberg fliehen; dort ist Wald mit guten Versteckmöglichkeiten. Die Verscheuchten bangten um ihr Leben und um ihr Rindvieh, das sie dabei hatten. Ein verdammter Schwedentrupp machte eines Tages das Versteck ausfindig, nahm den Leuten das Vieh und trieb es weg. Eine Kuh nun brannte durch und lief über eine versumpfte Wiese in der Balsendelle. Ein Schwede ritt ihr nach, aber Pferd und Reiter gingen im Moor unter. Die übrigen packte ein Grausen und sie verließen den Ort der Strafe für ihr schlechtes Tun. Die Kuh eilte weiter in den nahen Wald am Maulschberg und kehrte später sogar an den Klickersberg zurück, wo sie von den verängstigten Dorfbewohnern wieder unbeschadet eingefangen wurde.

Die Spukgestalt im Fuchsgewand

In einem Westrichdorf an der Straße wohnte früher ein ganz übler Mann. Immer wenn ihm seine Frau ein Kind gebar, nahm er eine Stopfnadel und stach sie dem Neugeborenen in den Kopf mit der Bemerkung „es wird wieder ein Fuchsein!“ Die Kinder starben dann immer bald.

Als der Mann gestorben war, wurde er in einen Fuchs verwandelt. Jeden Abend zwischen fünf und sieben Uhr ging er als solcher im Haus umher. Auf dem Feld belästigte er die Bauern, trat ihnen auf die „Schmick“ ihrer Peitsche und machte die Pferde scheu, sodass sie durchgingen. Er ärgerte auch die heimischen Jäger, aber wenn sie auf ihn schossen, trafen sie ihn nicht. Einem reisenden Geschirrhändler erschreckte er einmal derartig den Esel, dass sogar das teure Geschirr in Stücke ging. Dieser Spuk dauerte mehrere Jahre, bis das Haus an der Straße abgerissen wurde und dort ein Neubau entstand. Seitdem ward der Fuchs nie mehr gesehen und in dem Westrichdorf ist wieder Ruhe und Beschaulichkeit eingekehrt.

Teil 7

Bildanhang

Die mitunter herbe Schönheit
unserer Heimat am Moor,
wie sie längst nicht jeder zu sehen bekommt,
angedeutet in ein paar Bildern



Der Nordrand der Westfälischen Moorniederung bei Hütschenhausen
oben trocken, unten überschwemmt





Glanwiesen an der Straße Hütschenhausen Richtung Elschbacherhof
Von Bauern angelegter Entwässerungsgraben (Moorgraben) im Bruch





Der Glan
am Nordrand des Bruches



In den Bruchwiesen
südlich von Hütschenhausen

Mitten in der Westfälischen Moorniederung: Ramstein Air Base



